



Berlin, den 10. Dezember 1898.

Jüdische Wirthschaftsgeschichte.*)

1. Von der ältesten Zeit bis zur mosaischen Gesetzgebung.

Die Ueberlieferungen der Geschichte der Juden knüpfen bekanntlich an die Schöpfungsgeschichte und an den Sündenfall an. Danach trieb Gott der Herr den Menschen aus dem Paradies: den Acker zu bebauen. „Mit Arbeit sollst Du Dich von der Erde nähren und im Schweisse Deines Angesichtes Dein Brot essen!“ Aber auch schon im Paradiese war es die Bestimmung des Menschen, „den Acker zu bebauen und zu bewahren“ (1. Mos. 2, 15 und 3, 17—23). Der erstgeborene Sohn Adams, Kain, war ein Ackermann und baute die erste Stadt Henoch. Mit der Zunahme der Bevölkerung

*) Aus dem historischen Theil meiner Vorlesungen über „politische Oekonomie“ unter Benützung von Manuskripten meiner Herren Mitarbeiter, des Privatdozenten Dr. Walter in München und des Rabbiners Dr. Unna in Mannheim.

Die Nationalökonomie hat die Wirthschaftsgeschichte der Juden fast noch unberührt gelassen. Erst der zweite Supplementband (1897) von Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften enthält eine vier Druckseiten füllende Darstellung der „Sozialreform im alten Israel“ vom Professor Adler; sie ist vorher in der „Zukunft“ veröffentlicht worden. Beer hat in der „Neuen Zeit“ Jahrg. XI, Bd. 1, 1893, einen oft citirten „Beitrag zur Geschichte des Klassenkampfes im hebräischen Alterthum“ geliefert, aber er kann nur als eine vielfach gewaltsame Umdeutung der hebräischen Geschichte im Sinn der materialistischen Geschichtsauffassung Marxens bezeichnet werden. Die Literatur aber, die wir sonst besitzen, ist nicht von Nationalökonomien bearbeitet und kann deshalb auch die nationalökonomische Seite der Entwicklung nicht in ihrer vollen Bedeutung hervorheben. Benutzt wurden zur folgenden Darstellung die Bibel, Talmud und Midraisch, ferner aus der älteren Literatur namentlich die ausgezeichneten religionsphilosophischen Arbeiten von dem Lehrer Spinozas, Maimonides Moreh Nebuchim, Hillehot Schemitta wajobel, Malwe weloive. Abadim, Rozlach, Sechiruth, Matnoth. Ferner aus der neueren

tritt eine Differenzirung nach Berufsarten ein, und zwar nach Landwirthschaft, Gewerbe und freien Künsten. Der regelmäßige öffentliche Gottesdienst beginnt. Als dann mit der Zunahme, Größe und Ausdehnung der Städte allgemeine Verderbtheit der Sitte sichtbar wird, werden die Menschen durch die große Fluth von der Erde vertilgt. Nur Noë, der Ackermann, wird mit seiner Familie in der Arche gerettet. Und als die Fluth vorüber ist, beginnt Noë sofort wieder, den Acker zu bebauen und Weinberge zu pflanzen.

Mit der nun wieder beginnenden Bevölkerungszunahme kommt es abermals zur Städtebildung und Auscheidung verschiedener Berufsarten. In den Waffen geübte Männer gewinnen die Herrschaft über größere Territorien. Die Völkerverwanderung beginnt. Die Erde wird aufgetheilt. Auch Abraham, aus dem Stamme Sem, wandert aus Haran mit Verwandten und Leibeigenen und aller Habe nach Kanaan (1. Mos. 12, 5—6). Als hier eine Hungerstoth das Land bedrückt, geht Abraham mit den Seinen nach Egypten, wo Getreide und Brot genug war. Er erwarb hier Schafe, Rinder, Mägde, Esel und Kamele und Gold und Silber (1. Mos. 12, 16—13, 2) und kehrte nach Kanaan zurück, sobald die Getreidenoth vorüber war. Unterwegs trennt er sich von seines Bruders Sohn Lot wegen des Streites ihrer Hirten und der Größe ihrer Heerden. Abraham erwirbt sich den Acker Ephrons gegenüber der Stadt Hebron vor versammeltem Volk für 400 Sefel Silber „gangbaren Geldes“ als Erbbegräbniß (1. Mos. 23, 16). Nach der Hungerstoth, die zur Zeit Abrahams herrschte, kam wieder eine Noth zur Zeit Isaaks, der deshalb von Kanaan nach Gerara zum König Abimelech zog. Isaak ist hier im Lande der Philister von seinem Saatkorn aus und erntet hundert-

Literatur: A Dictionary of the Bible, Edinburgh 1898; Bäck, Geschichte des jüdischen Volkes 1894; Dunker, Geschichte des Alterthums, vierte Auflage 1874; Grätz, Geschichte der Juden 1874; Hamburger Realencyclopädie für Bibel und Talmud 1884; Hauck, Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, dritte Auflage 1896; Haneberg, Geschichte der biblischen Offenbarung, zweite Auflage 1890; Herzogs Realencyclopädie Band XIII S. 513 ff.; Katholisches Kirchenlexikon Freiburg 1897; F. E. Küssel, die soziale und volkswirthschaftliche Gesetzgebung des Alten Testaments 1876; Michaelis, mosaisches Recht 1886; von Nathusius, die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage, zweite Auflage 1897; Nowak, die sozialen Probleme in Israel, Rektoratsrede 1892; Reuß, Geschichte des Alten Testaments, zweite Auflage 1890; „Soziale Zustände des hebräischen Volkes im Alterthum“ in histor. polit. Blättern Bd. 26, S. 71 ff.; Sellin, Beiträge zur israelitischen und jüdischen Religionsgeschichte 1897; F. Schulte, zum mosaischen Privatrecht 1871; Schusters Handbuch zur biblischen Geschichte, fünfte Auflage 1891; Schegg, Biblische Archäologie 1887; Stade, Geschichte des Volkes Israel 1887; Sim. Weber, Evangelium und Arbeit 1898; Wellhausen, israelitische und jüdische Geschichte 1894.

fältige Frucht (1. Mos. 26, 22). Auch auf dieser Wanderung gab es häufig Streit unter den Hirten, aber weniger der Weideplätze als des Tränkwassers wegen. Trotz der Größe der Heerden sind Getreide und Wein die am Meisten geschätzten Güter. Der Segen Isaaks für Jakob beginnt mit dem Sage: „Gott gebe Dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde einen Ueberfluß an Getreide und Wein.“

Jakob wurde im Dienste seines Schwiegervaters Laban ungemein reich an Heerden, Mägden, Knechten, Kamelen und Eseln. Als er dann nach Kanaan zurückkehrt, zieht ihm sein Bruder Esau, der Ackerbauer, mit vierhundert Mann entgegen. Jakob siedelt sich zunächst in Salem an und kauft einen Acker, wo er seine Hütten aufschlagen konnte, für hundert Lämmer. Seine Niederlassung wurde geduldet und ihm und den Seinen gestattet, im Lande Gewerbe zu treiben und es zu bebauen, „da es weit und breit ist und der Ackerleute bedarf“ (1. Mos. 34, 21). Doch zog Jakob bald wieder nach anderen Gegenden des Landes. Da Esau und Jakob Fremdlinge waren in Kanaan und ihre Heerden zu groß, um sich neben einander im Lande zu ernähren, zog Esau aus und ließ sich auf dem Gebirge Seir nieder.

Joseph, der Sohn Jakobs, wird von seinen Brüdern für dreißig Silberlinge „gereihten Geldes“ an ismaelitische Kaufleute verkauft, die ihn nach Egypten bringen. Hier deutet er einen Traum Pharaos dahin, daß auf sieben fette Jahre großer Fruchtbarkeit in ganz Egypten sieben magere Jahre mit Hungersnoth folgen werden. Und sein Rath lautet in diesem Falle: „Man lasse den fünften Theil der Ernte in den sieben Jahren der Fruchtbarkeit, die zunächst kommen werden, in königliche Kornhäuser in den Städten sammeln und aufbewahren.“ Damit sei ein Vorrath für die Hungerjahre zu schaffen, der verhüte, daß das Land durch Hunger verlitet werde. Joseph wird mit der Ausführung des Planes beauftragt. Den sieben fetten Jahren folgen die sieben mageren Jahre. Und nun hatten alle Völker bittere Noth zu leiden, namentlich aber Egypten und Kanaan, während Pharaos und seine Verwaltung Ueberfluß an Getreide hatten. Joseph verkauft zunächst das Getreide um Geld und sammelt so alles Geld aus Egypten und Kanaan und legt es in die Schatzkammer des Königs. Da den Käufern das Geld fehlte, nahm Joseph von ihnen Pferde, Schafe, Rinder und Esel für das Getreide. Und als auch dieses Zahlungsmittel erschöpft war, verkauften die Egypter ihre Grundstücke und sich selbst und ihre Kinder als Leibeigene an Pharaos um Getreide für ihren Lebensunterhalt (1. Mos. 47, 19 ff.). Nur der Grundbesitz der Priester blieb frei. So wurde das ganze Land Egypten dem Könige unterwürfig, der Saatkorn an die Bevölkerung vertheilte und den fünften Theil der Ernte als ständige Abgabe einforderte.

In dieser Theuerung zog Jakob mit seiner Familie und mit Allem,

was sie mitnehmen konnten, aus Kanaan nach Egypten, dem Brodgetreide nach. Joseph ging ihnen entgegen und gab seinen Brüdern und der ganzen Familie seines Vaters den Rath, zu Pharaos zu sagen: sie und ihre Väter seien immer Viehhirten gewesen, damit sie im Lande Gessen wohnen dürften (1. Mos. 46, 1—34). Und so kamen die Israeliten nach dem Lande Gessen, das ihnen zu Eigenthum vom König übergeben wurde. Sie waren fruchtbar und vermehrten sich so, als sproßten sie aus der Erde hervor. Sie wurden sehr stark und bevölkerten das Land (2. Mos. 1, 7). Da erhob sich ein neuer König in Egypten, der nichts von Joseph wußte und die Gefahr, die für sein Volk in der raschen Ausbreitung der Israeliten lag, zunächst durch ihre Heranziehung zu harter Frohnarbeit mindern wollte. Die Israeliten mußten Pharaos die Vorrathsstädte Pithon und Ramesseß bauen und wurden in den königlichen Thongruben und Ziegeleien verwendet. Und als auch dieses Mittel ihre Zunahme nicht minderte, gab der König Befehl, alle neugeborenen israelitischen Kinder männlichen Geschlechtes in den Fluß zu werfen. Die Erbitterung, die daraus erwuchs, erweckte Moses, der die Israeliten aus Egypten durch die Wüste wieder nach Kanaan zurückführte und ihnen zur Gründung ihres neuen Gemeinwesens umfassende Gesetze gab, denen ich die folgenden Anordnungen entnehme will.

2. Die wirthschaftspolitischen Grundsätze der mosaïschen Gesetzgebung.

Hier haben wir es mit der Gesetzgebung eines Volkes zu thun, dessen Geschichte weder eine hauswirthschaftliche noch eine stadtwirthschaftliche Entwickelungsperiode kennt und das für eine oberflächliche Betrachtung als Hirtenvolk unter Jakob nach Egypten zieht. Joseph selbst giebt ihnen den Rath, auf Befragen Pharaos zu sagen: „Wir sind immer Viehhirten gewesen“. Aber Das sollen sie sagen, nicht, weil es wahr ist, sondern, weil sie mit dieser Auskunft sicherer nach dem Lande Gessen kommen. Für sie selbst war immer der Acker und dessen Produkte im Mittelpunkt ihres wirthschaftlichen Lebens und Strebens. Getreide und Wein stehen an erster Stelle im Segen der Väter wie im Gebet der Kinder.

Diesem Volk hat Gott selbst ein Heimathland ausgesucht. Und welche Eigenschaften hat dieses Land? Es ist keine Insel, kein Land mit großen schiffbaren Strömen und günstig gelegenen Seehäfen. Es ist kein Land, dessen Lage auf die Bestimmung hindeutet, an dem internationalen Handel möglichst Theil zu nehmen. Es ist ein kontinental gelegenes Land mit Meeresküsten, die dem Handel ungünstig sind. Aber es ist ein Land, da Milch und Honig fließt und dessen fette Erde hundertfältige Frucht bringt. In dieses Land wird das einem Stammvater zugehörnde Volk eingeführt,

nachdem es unter fremden Königen, im fremden Lande, in abhängiger Stellung zu einer großen Zahl herangewachsen war und sich aus dieser Abhängigkeit nicht nur viel Gold und Silber, sondern auch reiche technische Kenntnisse mitgenommen hat. Die Gesetze, die zur Ordnung seines Gemeinwesens ihm in der Wüste von Gott durch Moses gegeben werden, tragen sofort den Charakter der volkswirtschaftlichen Epoche an sich, ohne irgend welche feudale Uebergangsstufen zu berücksichtigen. Diese Gesetze zeigen aber auch noch andere beneidenswerthe Merkmale. Nirgends haben sie den Charakter des Jaghaften oder gar der Konzessionen nach allen Seiten. Sie haben auch nicht vorgesehen, daß sie immerwährend durch Novellen verbessert oder verschlechtert werden. Die mosaïschen Gesetze zeichnen sich aus durch ihre absolute Entschiedenheit, durch ihre großen, Alles umfassenden prinzipiellen Gesichtspunkte, durch ihren bestimmten Willen, als unabänderliche Gesetze für alle Zeiten zu gelten, durch ihren klaren, unzweideutigen Blick in die Zukunft, für den Fall des Gehorsams wie für den Fall des Ungehorsams, und durch ein inniges Durchbringen der religiösen, sittlichen und wirtschaftlichen Anschauungen. Was also die moderne ethische Nationalökonomie mühsam und vielfach noch unklar zu erreichen erstrebt, Das hat schon die mosaïsche Gesetzgebung in bewundernswerther Weise vorweggenommen.

Auch der andere Stolz unserer Nationalökonomie, daß Adam Smith als Erster sein wirtschaftspolitisches Lehrgebäude auf die Arbeit gebaut habe, ist eigentlich wenig begründet. Denn die mosaïsche Gesetzgebung hat hier schon längst die Priorität erworben, und zwar in einer Weise, die von Adam Smith nicht einmal erreicht wurde. Der mosaïsche Staat war nicht nur auf die Arbeit der unteren Volksmasse, sondern auf die Arbeit als allgemeine Menschenpflicht, als göttliches Gebot gebaut. Schon vom Anfang an war nach Moses die Bestimmung des Menschen die Arbeit; aber nicht die Arbeit als ununterbrochene Tag- und Nachtarbeit, sondern die Arbeit mit Ruhepausen. Sechs Tage sollst Du arbeiten, am siebenten aber sollst Du ruhen. Wie die Ruhe am Sabbath, so ist die Arbeit an den sechs Wochentagen ein göttliches Gebot. Und wie die Arbeit am Sonntag, so ist der Müßiggang an den sechs Werktagen eine Sünde. Diese Arbeit ist nun aber auch nicht als eine bloße Beschäftigung während möglichst weniger Stunden im Tage, sondern als eine körperliche Anstrengung im vollen Sinne des Wortes gedacht. „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen.“ Und indem so das Essen des Brotes an die Bedingung des Schweißes der Arbeit geknüpft ist, enthält die Pflicht zur Arbeit auch das Prinzip der Verantwortlichkeit jedes Einzelnen für sein Durchkommen und für die Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse. Und was ist das Andere als der berechtigte Kern des Freihandels?

Die Arbeit war das Fundament, auf dem sich der mosaische Staat aufbaute. Aber diese Arbeit war nicht als Lohnarbeit im Dienste des Kapitals, sondern zuerst und zuletzt als landwirthschaftliche Arbeit gedacht, als landwirthschaftliche Arbeit auf eigenem Grund und Boden, als bäuerliche Arbeit im echten Sinne des Wortes. Deshalb steht die Vertheilung des Grundbesizes im Brennpunkte der mosaischen Wirthschaftslehre. Die Mitglieder des israelitischen Volkes waren Abkömmlinge eines Stammvaters. Moses wählte deshalb das Prinzip der Gleichheit der Ackervertheilung, aber nicht für den Einzelnen, sondern für die Familien. Und die Familien erhielten wieder ihren Grundbesitz nicht direkt vom Staat, sondern vom Stamm. Die Acker vertheilte der Staat an die zwölf Stämme nach Maßgabe der Zahl ihrer Familien. An alle zwölf Stämme? Rein. Dem Stamme Levi, den Priestern, wurde kein Land angewiesen. Der Acker ist nach dem mosaischen Gesetz nicht dazu da, den Interessen der Kapitalisten und des Rentnerthumes zu dienen, selbst dann nicht, wenn diese Rentner Priester sind. Der Acker gehört als Werkzeug zur Produktion des Brotes für das Volk ausschließlich der landwirthschaftlichen Arbeit. Die Arbeit der Priester ist dem Gottesdienst geweiht. Deshalb erhalten sie keinen Grundbesitz. Für ihren Unterhalt wird durch die Einführung des Zehnten gesorgt. Um dennoch für die Grundbesitzvertheilung zwölf Stämme zu haben, wurde der an Nachwuchs sehr starke Stamm Joseph in die Stämme Ephraim und Manasse getheilt.

Aber die mosaische Gesetzgebung kümmert sich nicht nur um die rechte Vertheilung des Grundbesizes, um alles Uebrige zunächst dem *laissez faire* und *laissez passer* zu überlassen. Die mosaische Gesetzgebung sorgt vielmehr sofort in sehr umfassenden Bestimmungen auch für die Erhaltung der einmal gewählten Ackervertheilung. Und hierher gehört vor Allem das ausdrückliche Verbot des Freihandels mit Land. Der landwirthschaftliche Grundbesitz ist nach dem mosaischen Gesetz keine Waare. „Ihr sollt das Land nicht verkaufen, denn das Land ist mein, spricht Jehova, und Ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir!“ (3. Mos. 25, 23.) Von dem uneingeschränkten Recht des Gebrauches und Mißbrauches ist hier keine Rede. Israel ist gleichsam nur Erbpächter des Landes, das Gott gehört und unveräußerlich ist. Um diesen Grundgedanken bis in alle Details zu sichern und auszuführen, sind eingehende Bestimmungen für die Erhaltung der gewollten Grundbesitzvertheilung innerhalb des Stammes, des Geschlechtes, der einzelnen Familien wie in der Hand des einzelnen Grundbesizers getroffen. Zur Erhaltung des Grundbesizes innerhalb des Stammes wird verfügt, daß Erbköpfe mit Grundbesitz nicht außerhalb des Stammes heirathen sollen. Zur Erhaltung des Grundbesizes innerhalb des Geschlechtes dient das Institut der *Goel*schaft.

Mußte Jemand in Folge von Verarmung sein Grundstück veräußern, so hatte sein nächster Verwandter, der Goel, das Recht, das Grundstück zu einem bestimmten Preise von dem Käufer einzulösen. Zur Erhaltung des Grundbesitzes innerhalb der einzelnen Familie dient die Levirathehe, wonach der Bruder des kinderlos verstorbenen Ehemannes dessen Wittwe ehelichen soll, damit der aus dieser Ehe stammende Sohn das Erbgut erhalte, mit dem Namen des ersten Mannes und nicht mit dem seines leiblichen Vaters. Zur Erhaltung des Grundbesitzes in der Hand des einzelnen Besitzers kommen vor Allem die Bestimmungen in Betracht, die das Ausfließen der Herrschaft des Kapitalismus verhüten. Statt in der Vermehrung des Geldkapitals und in der Zunahme des Reichthumes mit vielen modernen Nationalökonomien das Glück des Volkes zu erblicken, hat Moses Allen und selbst dem König das Ansammeln von viel Silber und Gold untersagt (5. Mos. 17, 17). Der Kapitalreichthum im Allgemeinen und der Reichthum des Einzelnen im Besonderen sollte ausdrücklich vermieden werden. Reichthum ist im Sinne des mosaischen Gesetzes und im prinzipiellen Gegensatz zur Schule Adams Smith nicht nur kein Verdienst: der Reichthum ist hier die Verkörperung einer großen Gefahr für den Einzelnen und für die Gesamtheit. Wie die Armuth, so soll deshalb auch der Reichthum verhütet werden. „Reichthum und Armuth gieb mir nicht, laß mich genießen mein tägliches Brot, damit ich nicht übersättigt werde und leugne und spreche: Wer ist der Herr? Und damit ich nicht verarme und stehle und mich vergreife am Namen Gottes.“ Die mosaische Gesetzgebung charakterisirt sich deshalb als eine durchaus konsequente Mittelstandspolitik, die zunächst für die Landwirtschaft sorgt.

Denen aber, die da mehr haben, als sie brauchen, und ihren Volksgenossen in der Noth leihen, wird streng verboten, Zinsen in Geld oder in natura zu fordern. Eben so streng ist es dem Schuldner verboten, seinem Gläubiger Zinsen irgend welcher Art zu geben. Nur zur Rückgabe des geliehenen Gutes ist der Schuldner verpflichtet. Damit aber unter ungünstigen Verhältnissen nicht dennoch die Schuld anlaufe, sollen in jedem siebenten Jahre, dem Sabbathjahre, alle Schulden nachgelassen werden. Aber „hüte Dich wohl, daß nicht in Deinem Herzen ein nichtswürdiger Gedanke aufsteige, nämlich: das siebente Jahr, das Jahr des Erlasses, ist nahe, und daß Du nicht einen mißgünstigen Blick auf Deinen armen Volksgenossen werfest und ihm nicht gebest; wenn er dann Deinetwegen zu Jehova schreit, so wird ein Verschulden auf Dir lasten; vielmehr geben sollst Du und sollst, wenn Du giebst, nicht verbrießlichen Sinnes sein.“ (5. Mos. 15, 7—10.) Also: zum Zinsverbot und zum Schuldnachlaß im Sabbathjahre tritt hier die Pflicht zum Leihen. Auch ist es verboten, den Schuldner in der Noth zur Zahlung zu drängen. Es ist dem Gläubiger verboten, in das Haus des Schuldners

eingutreten und sich ein Pfand zu holen. Er soll vielmehr das Pfand nehmen, das ihm der Schuldner aus seinem Hause herausbringt. Unter allen Umständen muß das zum Leben Nothwendige dem Schuldner gewahrt bleiben. Wittwen dürfen überhaupt nicht gepfändet werden. Mit Eintritt des Sabathjahres ist eine Rückgabe des Pfandes nicht bedingt. Bei dem dann erfolgenden allgemeinen Nachlaß der Schulden dient das Pfand als Bezahlung. Ein spezielles Verpfändungsrecht für den landwirthschaftlichen Grundbesitz giebt es nicht. Der landwirthschaftliche Grundbesitz ist deshalb stets schuldenfrei und Schulden halber unantastbar. Unter solchen Gesetzen ist das Geldkapital nicht geeignet, die arbeitende Klasse des Volkes zu Gunsten Weniger auszunutzen, große Reichthümer anzusammeln und schließlich auch den Grundbesitz an sich zu reißen, sondern der mobile Besitz ist hier nur dazu bestimmt, daß die Volksgenossen einander aushelfen.

Kommt dennoch Jemand in Noth, so sehr, daß er sich nicht mehr zu helfen weiß, so ist in diesem Falle — und nur in diesem Falle — der Verkauf des Grundbesitzes dem Einzelnen gestattet. Aber damit er seinen Besitz wieder zurückerlange, ist auch dem früheren Eigenthümer gleich dem Boel das Einlöfungsrecht zugestanden, und zwar mit einer ganz bestimmten Unterscheidung von städtischem und landwirthschaftlichem Grundbesitz. Veräußerte Wohnhäuser in Städten, die mit einer Mauer umgeben sind, können nur im Laufe des ersten Jahres von ihrem früheren Eigenthümer wieder zurückgekauft werden. Nach Ablauf des ersten Jahres gehen sie dauernd in das Eigenthum des Käufers über. Beim landwirthschaftlichen Grundbesitz hingegen kann das Einlöfungsrecht des früheren Eigenthümers gegen den neuen Erwerber erst nach Ablauf von zwei vollen Ruhezugjahren ausgeübt werden. Hat eins dieser beiden Jahre wegen Dürre oder aus anderen Gründen dem neuen Besitzer keinen vollen Ertrag gegeben, so behält er den Acker noch ein weiteres Jahr. Von da ab aber kann das Einlöfungsrecht des früheren Eigenthümers jederzeit geltend gemacht werden.

Da aber vielleicht alle diese Mittel und Wege zusammen nicht ausreichen, die ursprüngliche Ackervertheilung zu erhalten, ist noch die Institution des Jobel- oder Halljahres eingefetzt, dessen Feier alle fünfzig Jahre stattfinden soll und die völlige restitutio in integrum der im Laufe der Zeit verschobenen Besitzverhältnisse bezweckt. „Das ist das Halljahr, da Jedermann wieder zu dem Seinen kommen soll“ (3. Mos. 25, 13). Alle verkauften Grundstücke fallen zu diesem Zeitpunkt unentgeltlich an den ehemaligen Eigenthümer zurück. Damit aber auch der Einzelne seinen Grundbesitz nicht etwa dadurch verliere, daß er ihn selbst in kurzfristigem Egoismus durch Raubbau vernichte, ist in jedem siebenten Jahre ein Brachjahr des Ackers, das Schemittjahr, eingefetzt, an dem weder gesäet noch geerntet werden darf und der Acker ruhen soll.

Die Armen und Unglücklichen, die es trotzdem geben wird, haben folgende selbständige Rechte auf den Ertrag der Felder: Zunächst ist jedem Volksgenossen unverwehrt, in das Feld oder in den Weinberg des Nächsten zu gehen, um seinen Hunger zu stillen. Beim Abarnten der Felder, der Weinberge und der Obstgärten soll Acht darauf gegeben werden, daß ein Hungernder Etwas finden könne. Die Aehren, die beim Einsammeln zu Boden fallen, gehören den Armen; eben so die Garben, die auf dem Felde vergessen wurden. Was im Schemittajahr die Felder freiwillig geben, gehört den Armen. In jedem dritten Erntejahr müssen die Besitzenden den Armen-Zehnt geben. „Am Ende vom dritten Jahre bringe heraus allen Zehnten Deines Ertrages in dem selben Jahre und laß ihn liegen in Deinem Thore. Und es kommt der Levit, denn er hat keinen Antheil am Land und kein Erbe mit Dir; und der Arme, die Waisen und Wittwen; und sie sollen essen und sich sättigen“ (5. Mos. 14, 28). Auch ist im Tempel eine besondere Kammer, in der Almosen für verschämte Arme hinterlegt werden, die „Zelle der Verschwiegenen.“ Und endlich ist allgemein die Pflicht der Armenunterstützung eingeschärft.

Wenn wir also die Vertheilung des Ertrages der Felder mit der Ansammlung von Getreidevorräthen nach mosaischem Recht im Ganzen überschauen, so zerfällt die fünfzigjährige Jubelperiode in sieben Jahrwochen. In jeder ist das siebente Jahr ein Brachjahr, wo nicht gesäet und nicht geerntet werden darf, also die Abgaben von den Feldfrüchten auch wegfallen. Was freiwillig wächst, gehört den Armen, nur müssen sie es sich selbst holen. In diesen Schemittajahren muß also von Getreidevorräthen gelebt werden, die in den vorhergehenden Jahren angesammelt wurden. In den übrigen sechs Jahren sind von dem Getreide, nachdem es von der Spreu gereinigt ist, zwei Zehntel abzusondern. Das erste Zehntel erhalten die Leviten, das zweite Zehntel behalten im ersten und zweiten wie im vierten und fünften Jahr der Jahrwoche die Eigenthümer, um es in Jerusalem während der drei großen Jahresfeste zu verzehren und eventuell in die am Tempel vorgesehenen Getreidelageräume einzulagern. Im dritten und sechsten Jahre der Jahrwoche fällt dieses zweite Zehntel den Armen zu, die damit abermals Vorrath anlegten. Die aufgestapelten Getreidelager werden also zeitweilig weit über zwei volle Jahresernten betragen haben.

Wer aber arm geworden war, weil er seinen Grundbesitz verkaufen mußte, und dabei gesund und kräftig war, Der konnte sich das immer harte Brod der Armuth durch Arbeit ersparen. Keine Arbeit war für ihn entehrend, sie mochte noch so niedrig und gering sein. „Ziehe einem gefallenem Thiere auf der Straße das Fell ab, wenn Du damit Deinen Unterhalt verdienen kannst, und sage nicht: ich bin ein Priester, bin ein angesehenener Mann und

eine solche Arbeit ist für mich entwürdigend" (Talmud Pesachim 113a). Aber als Arbeiter war der arm gewordene Grundbesitzer nach dem mosaischen Recht nicht in das Proletariat hinabgestoßen, aus dem es kein Emporkommen mehr giebt. Er gehörte nicht zu den Enterbten. Für ihn galt nicht die glatt schematische Behandlung als Lohnarbeiter. Das mosaische Recht kennt vielmehr neben dem Lohnarbeiter als Tagelöhner Knechte und Mägde auf Zeit und Knechte und Mägde auf Lebensdauer. Und diese mosaische Arbeiterpolitik kennt insbesondere noch in hohem Maße die Sorge dafür, daß der arm gewordene Mittelstandsangehörige wieder in die Reihen des Mittelstandes zurückkehren könne.

Dem Tagelöhner soll der Lohn an jedem Abend ausgezahlt werden. Knechte und Mägde auf Zeit waren auf sieben Jahre gebunden und wurden erst im siebenten Dienstjahre wieder frei, es sei denn, daß man sich mit entsprechender Entschädigung bei ihrem Herrn loskaufte. War die Dienstzeit zu Ende, so sollte der Herr seine Knechte nicht leer ziehen lassen, sondern ihnen auflegen von seinen Schafen, seiner Tenne und von seiner Kelter. Das Verhältniß als lebenslänglicher Knecht und als lebenslängliche Magd konnten die Israeliten nur freiwillig eingehen. Es gab keinen öffentlichen Verkauf von israelitischen Sklaven auf dem Markte, es sei denn, daß Jemand vom Gericht für Diebstahl, den er begangen und nicht ersetzen konnte, verkauft wurde.

Das Dienstverhältniß auf Lebensdauer war keine Entwürdigung der Person. Das beweisen die Ehen zwischen Knechten auf Lebensdauer und den Töchtern des Herrn. Auch war dem Herrn Mißhandlung seiner Dienstboten untersagt. Züchtigungen, die den Verlust eines Gliedes, wenn auch nur eines Zahnes, zur Folge hatten, gaben dem Knecht auf Lebensdauer sofort die Freiheit. Die Ermordung eines Knechtes wurde mit dem Tode bestraft. Es darf ihnen keine Arbeit zugemuthet werden, die dem Herrn keinen Nutzen bringt. Der Herr ist verpflichtet, auch Weib und Kind des Knechtes zu unterhalten. Auch für die auf Lebenszeit angestellten Dienstboten gilt das Recht des Loskaufs. An allen Freudenfesten des Volkes und an jedem Opfermahl des Herrn sollen sie theilnehmen. Die Sabbatrube gilt auch für die Dienstboten. Und das Jubeljahr bringt Allen, ohne jede Entschädigung des Herrn, die Freiheit nicht bloß, sondern auch ihren Grundbesitz zurück.

Das Arbeiterrecht der mosaischen Gesetzgebung kennt also neben dem Lohnarbeiterverhältniß des Tagelöhners auch das Bedürfniß des Ackerbauers an ständigen Dienstboten. Und trotzdem es für menschenwürdige Behandlung und Sicherstellung der Arbeiter ausreichend gesorgt hat, giebt es sich nicht der Vorstellung hin, dadurch allein schon die Zufriedenheit der Arbeiter zu gewinnen. Der Schwerpunkt der mosaischen Arbeitergesetzgebung ruht in der möglichsten Erleichterung des Aufstieges der Arbeiter in die Klasse des

Mittelstandes und in der Erhaltung dieses Mittelstandes. Dieses Ziel sucht Moses nicht nach Art gewisser moderner Nationalökonomien dadurch zu erreichen, daß er die fortschreitende Ausbreitung des Reichthums und des Kapitalismus begünstigt und Freihandel mit Land, Auftheilung des Grundbesitzes in Arbeiterparzellen, Vernachlässigung der Interessen des Getreidebaues und der Landwirtschaft und übermäßige Belastung des Mittelstandes zu Gunsten der Lohnarbeiter als Aufgaben einer arbeiterfreundlichen Sozialpolitik bezeichnet. Moses thut in all diesen Dingen das gerade Gegentheil. Er verhütet die Ausbreitung des Kapitalismus. Er verbietet den Freihandel mit Land. Er schützt und erhält mit allen Mitteln den Getreidebau und den bäuerlichen Grundbesitz. Er treibt konsequenteste Mittelstandspolitik erst recht auch im Interesse der Arbeiter und erleichtert deshalb dem verarmten Grundbesitzer in ganz außerordentlicher Weise die Wiedereinlösung seines Besitzes durch seinen höchst eigenartigen landwirthschaftlichen Grundwerthbegriff, der zu meiner größten Ueberraschung die modernsten Probleme des Grundwerthes gelöst enthält.

Wie lautet nun dieser mosaische Grundwerthbegriff? Wir haben gesehen, in wie konsequenter Weise Moses einen gesetzlichen Schutzwall um seine Getreidefelder gegen den Kapitalismus gezogen hat. Einen freien, d. h. dem Kapital ausgelieferten Grundmarkt mit Freiheit der Verschuldung und der Veräußerung giebt es nicht. Es giebt deshalb auch keine Grundstückspekulation, keine Latifundien, keine Grundrente im modernen Sinne. Wenn aber dennoch aus Noth ein Grundbesitz verkauft wird, dann wird er nach Maßgabe seines Jahresertragnisses verkauft. Schon nach Moses ist also der landwirthschaftliche Grundbesitz kein Kapital, sondern Rentenfonds, und doch wieder kein ewiger Rentenfonds, wie Robertus will, wodurch mit der Kapitalisation der Rente oder mit dem Kurswerth der Rentenbriefe die Vorgänge auf dem Kapitalmarkt wieder verheerend auf den landwirthschaftlichen Grundbesitz hereinbrechen können. Der landwirthschaftliche Grundbesitz ist im Verkehr nach mosaischem Recht ein durch die fünfzigjährige Jubelperiode ganz bestimmt begrenzter Rentenfonds. Sein Werth und damit auch sein Verkaufspreis bestimmt sich nach dem Werth der bis zum nächsten Jubeljahr dem Boden abzugewinnenden Jahreserträge. „Was die Jahre bis dahin tragen können, so hoch soll er es Dir verkaufen“ (3. Mos. 25, 5). Und nach diesem Grundwerth übt auch der frühere Grundbesitzer sein Rückkaufrecht, der Goel sein Einlösungrecht.

Und wie wirkt dieser Grundwerthbegriff auf die Möglichkeit der Rückkehr des arm gewordenen Grundbesitzers in die Reihen des Mittelstandes? Angenommen, ein Mann müßte zwanzig Jahre vor dem Jubeljahr seine Acker aus Noth verkaufen, so erhält er die entsprechende Anzahl von Jahres-

ernten (achtzehn, weil noch zwei Schemittajahre fallen) im Grundpreise bezahlt. Wenn nun aber der frühere Grundbesitzer nach zehn Jahren etwa sich so viel durch Arbeit verdient hat, daß er von seinem Rückkaufsrecht Gebrauch machen kann, dann muß er nach dem mosaischen Recht nur noch die Hälfte von Dem zahlen, was der Käufer ihm vor zehn Jahren gezahlt hat, weil nur noch die Hälfte der Jahre bis zum Jubeljahre geblieben ist. Und da Moses zugleich vorgelesen hat, daß bei Ausübung des Rückkaufsrechtes die von dem letzten Besitzer ausgeführten Meliorationen ersetzt werden müssen, so enthält der mosaische Grundwerthbegriff schon die Formel, die ich im Jahre 1884 für den wahren Werth des landwirthschaftlichen Grundbesitzes aufgestellt habe,*) nämlich: Ertragswerth plus rationell investirtes Kapital. Nur daß dabei Moses es noch weit besser verstanden hat, den Einfluß des Kapitals auszuschließen, den Grundwerth auf eigene Füße zu stellen und in dem immer billigeren Grundpreis dem zum Arbeiter gewordenen Landwirth die Brücke zu bauen, die ihn wieder in seinen ererbten Besitz zurückführt.

All diese agrarischen Gesetzesbestimmungen sind bei Moses nicht etwa nebensächliche Dinge. Sie werden vielmehr ausdrücklich mit den zehn Geboten auf genau die selbe Stufe gestellt. Auf ihrer Befolgung ruht der selbe Segen. Und man darf deshalb sagen, daß der materielle und sittliche Wohlstand eines Volkes nach Moses mit dem Blühen und Gedeihen des Ackerbaues und der Ackerbauern zusammenfällt. Die Uebertretung und Nichtbeachtung dieser agrarischen Gesetze aber belegt Moses mit dem selben Fluche wie den Abfall vom Glauben Gottes und die Blutschande: Verödung und Unfruchtbarkeit des Aekers, Vertreibung aus dem Lande und Untergang des Staates und seiner Kultur werden die gegen diese Gesetze Sündigen treffen.

Fribourg.

Professor Dr. Gustav Ruhland.

*) Das natürliche Werthverhältniß des landwirthschaftlichen Grundbesitzes. Tübingen, F. Capps Buchhandlung 1884.



Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker. *)

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
 In einer Waffenhalle send ich ihn
 Als höchste Zier.
 Und immer liegt der Helm mit in Gedanken,
 Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf —
 Bin ich bei Dir.

Helvet Liliencron grüßte einst mit diesen Worten den Rilkbergfänger Conrad Ferdinand; und der goldene Helm ist als Symbol von Meyers Kunst gut gegriffen. In bewundernder Ehrfurcht steht der Eine davor, mächtig setzt seine Phantasie ein. Der goldene Helm: Das ist Prunk und Pracht, Das ist etwas Großes und Königliches, Das ist pathetische Erhabenheit, ein Ruser aus alten Tagen. Scheu vorbei aber drückt sich an diesem goldenen Helm ein Anderer. Er ist ihm zu golden und zu feierlich. Er liegt auf Sammetgrund im Museum, aber man nimmt ihn nicht nach Hause. Er paßt nicht fürs Wohnhaus. Die Kinder werden still davor und spielen nicht mehr. Der goldene Helm ist zu kostbar.

Was Theodor Fontane nicht besaß, besitzt Conrad Ferdinand Meyer im höchsten Grade: den Sinn für Feierlichkeit. Er trägt stets die Tiara der Ausnahme auf dem Haupt; liest man seine Verse, so hört man rauschen wie einen schweren, faltigen Purpurmantel oder einen Talar. Es ist immer hoher Feiertag, wenn er zu seiner Gemeinde spricht. Er spricht in großen, königlichen Worten. Jedes ist wie in Marmor gehauen; es läßt sich nicht mehr daran drehen und deuteln. Aber unter dem Marmor hört man heißes Leben kochen, als ob es nicht heraus kann. Man denkt unwillkürlich an jene Nixe Gottfried Kellers, die mit erkühtem Jammer an der festen Eisfläche hin- und hertastet, ohne sie brechen zu können. Was drunten in wilder Sehnsucht lebt, kann nicht empor, kann die starken Fesseln nicht sprengen. Man hat niemals vor einem Gedichte Conrad Ferdinands das Gefühl, daß es eine volle Erlösung für ihn sei, daß es in wildem Ungestüm, alle Schranken niederreißend, hervorgebrochen sei. Sondern jedes kommt mit gemessenem Schritt, voll Würde im Schmerz, voll Würde im Glück, und wandelt vorüber. Es bleibt etwas Ungefügtes, etwas scheu Verhaltendes, etwas Keusches darin. Conrad Ferdinand Meyer ist ein schamhafter Dichter.

Drei Situationen — oder besser: drei umrahmende Kreise — lassen sich für seine Lyrik finden, die sich oft wiederholen. Ich kennzeichne sie mit den Hauptworten. Erstens: düsterer Himmel, Flammen und Fackeln und Blitze durch die Nacht. Zweitens: Glocken, Heerdengeläut, droben großes, stilles Leuchten,

*) Dieser Aufsatz wurde geschrieben, ehe die Nachricht vom Tode C. F. Meyers kam, dessen poetische Persönlichkeit hier später gewürdigt werden soll.

Firnelicht, nach den Höhen strebend ein Wanderer und Pilgrim. Drittens: Chöre und Winzerreigen, Flöten, Traubenfülle und Becherklang. Noch kürzer ausgedrückt: Glocken, Flammen, Becher, — daran knüpft sich seine Lyrik. Aber Alles geht weit über die nackte Bedeutung der Worte hinaus. Hinter diesen Worten liegt eine ganze Zauberwelt, die seine Phantasie erschafft, liegt das Land seiner Jugend, das Land des Friedens, das Land der Sehnsucht. Aus ihm her läuten die Glocken, schlagen die Flammen, klingen die Becher. Es braucht nicht in der Wirklichkeit zu sein, das Glänzen und Tönen, es liegt in der Luft, es umgiebt ihn, es geht durch seine Träume, es ist in seiner Phantasie. Und Das ist der springende Punkt, der Punkt, wo man den Hebel ansetzen muß, um diese Welt aus ihren Angeln zu heben: Meyers Lyrik ist im Grunde durchaus Traum- und Phantasie-Lyrik. Ich fürchte, mißverstanden zu werden, wenn ich sage: Kunstlyrik. Eine Lyrik, die das Erlebnis erst immer in eine höhere Sphäre transponirt oder überhaupt nicht vom Leben, sondern gleich von der Kunst ausgeht. Beides läßt sich beobachten. Einmal die Phantasie, die bei einem Erlebnis einhalt und das Ganze über Alltag und Menschlichkeit hinaushebt: ein Aehrenfeld, schlafende Schnitter, nur ein schönes Mädchen wacht, prüft die Sichel, weckt die Anderen und fängt das Korn zu schneiden an. Das hübsche Bild lockt den Dichter, er schreibt es ab, nun aber wird die junge Schnitterin zum „göttlichen Gebild“, und weil sie ihren Blick auf die räthselhafte Inschrift eines verwitterten Triumphbogens gerichtet hielt — eben so gut, sagt Meyer selbst, konnte der Blick vom Liebsten träumen —, so wächst sie sich flugs in seiner Phantasie zu Klio aus, der „das Alterthum enträthselnden“, die der Pergamente und Archive müde ist und, von der überreifen Saat gelockt, zur Schnitterin wird. Das Gedicht, an dem sich dieses „Hörschrauben“ so deutlich erkennen läßt, heißt „Der Triumphbogen“. Noch öfter als solch ein Erlebnis geben Geschichte und Kunst ihm die Anregung. Er hat selbst gestanden, daß er seine Novellenstoffe z. B. mit Vorliebe aus Beckers Weltgeschichte hole. Oder aber seine Phantasie umspinnet ein Kunstwerk, sei es Bild, sei es Statue, mit goldenen Ranken. Nur von hier aus ist es zu verstehen, daß er jedem Maler nicht nur, sondern auch jedem Dichter ein „paar Jahre Italien“ zubüßern möchte, daß er einen längeren Aufenthalt in Italien fast unerlässlich findet. Er selbst hat „enorm viel“ aus den dortigen Kunstschätzen geschöpft. Er hat vielleicht zu viel Kunst heimgebracht.

Die Phantasie ist eine gefährliche Göttin. Sie lockt und verlockt, sie führt den Dichter fernab den Menschen, daß die Erde und die Gegenwart versinkt, sie spielt mit goldenen Vallen und trinkt gern rothes Herzblut. Mit all ihren Träumen schwächt sie, entnervt sie. Das Leben wird ein Schein, die Poesie ein Spiel; der höchste künstlerische Egoismus wird aus-

gebildet. Es sind viele Dichter daran zu Grunde gegangen, daß die Phantasie Kleinherrscherin über sie geworden ist. Conrad Ferdinand Meyer hat die Zügel noch immer in kräftiger Hand gehalten; lockerer schon hält sie der Dichter, der auffällig dem alten Meister folgt: Gustav Falke. Aber auch Conrad Ferdinand hat schon all die Eigenheiten des Phantasiedichters. Wie sie sich stofflich zeigen, wurde bereits angedeutet: die Emporschraubung eines Erlebnisses, die Kunst als Ausgangspunkt seiner Kunst. Es liegt darin, daß er durchaus ein „Dichter für Gebildete“ ist. Das Kind schaut „wie Juno“, Buonarrotti's „großes Bild“, Sacchi's „süßes Bild“ wird poetisch umschrieben, er selbst dichtet ganze Gemälde. Nur ein Blick in das Inhaltsverzeichnis, — und man findet folgende Titel: Vor einer Büste, Der Triumphbogen, Die gezeihelte Psyche, Nach einem Niederländer, Der Musensaal, Die gefesselten Musen, Die sterbende Meduse, Michelangelo und seine Statuen, Der Marmorknabe, Die Krypte, Die Karyatide, In der Sixtina, Das Gemälde, Der römische Brunnen, Die Ampel, Auf Goldgrund u. s. w. Ein zweiter Blick, — und auf die Künstlerleyre folgt die reine Traum- und Phantasieleyre: Die Fei, Die Dryas, Das Geisterroß, Reifephantasie, Vision, Traumbesitz und die Unzahl der übrigen Nymphen-, Nixen- und Traumbegedichte. Ein dritter Blick schließlich weist uns die mythologischen und historischen Stoffe: Achill, Bacchus, Mars, Silen, Eyel, Caesar Borgia, Camoëns, Conradin, Cromwell, Huß, Luther, Milton, Napoleon, Schiller, Hohenstaufen und Päpste u. s. w.

Das Alles sind sozusagen Stoffe aus zweiter Hand. Sind es deshalb, weil man sich bei den meisten nicht vorstellen kann, daß ihr Ergreifen eine seelische Nothwendigkeit für den Dichter war. Und wo doch eine unmittelbare Empfindung nach Ausdruck gedrängt hat, ward sie von Conrad Ferdinand nach Kräften objektivirt. Er hat sie als Traum gegeben oder als hervorleuchtend aus einem Gemälde oder als Gesicht einer fremden mythologischen oder historischen Persönlichkeit. Niemals fast hat er sein Empfinden rein lyrisch ausgesprochen; seine starke Phantasie schuf immer Körper und Situationen dazu. Deshalb hauptsächlich fehlt seiner Poesie jenes unmittelbar aus Herz Greifende, wie es unsere großen reinen Lyriker besitzen. Dadurch, daß er zwischen sich und dem Leser ein Medium schafft, geht viel verloren. Er ist zu entfernt, der Weg zwischen ihm und uns zu weit. Der eigentliche Lyriker giebt sich; Conrad Ferdinand giebt von sich nur ein Spiegelbild. Der eigentliche Lyriker überströmt die Welt mit seiner Empfindung, sie quillt unaufhaltsam wie ein Strom hervor und ergießt sich von ihm hinweg nach außen. Conrad Ferdinand aber verbannt sie erst in eine andere Gestalt und läßt sie so in fremdem Gewande von außen auf sich zukommen. Nichts ist bezeichnender dafür als das Gedicht „Begegnung“. Im verschneiten Tannenwald kommt er sich selbst entgegen als stiller Reiter, reitet an sich vorüber und weiß doch: er ist es selbst.

Diese starke Phantasie macht, die hier also jene bedenkliche Spaltung vollbringt, zeigt sich auch in der Art der Behandlung eines Stoffes. Conrad Ferdinand nimmt gern seinen Platz an einem wichtigen Lebensabschnitt, — und sofort stellen sich Vergangenheit und Zukunft daneben. Die Situation ist z. B. einfach: eine junge Braut schreitet zur Vermählung. Da sieht er als Begleitung ein „feines Heer“, all ihre raschen Jahre. Zuerst ein vom Mutterarm getragenes Kindlein; ein zweites, das schon die Füßchen setzt; „es folgen Stufen mannichfalt des jungen Menschenbildes“, neben dem schönen Kinde schon ein wildes Mädchen; dann ein frisches Lenzangeficht, darauf ein ernstes, blaßes, schließlich ein still verklärtes: das der liebenden Braut. Und alle verschwinden jetzt vor dem Kirchenthor für immer. Ein anderes Beispiel: am Grab eines Knaben. Es quillt unterm Nasen hervor, ungelebtes Leben zuckt und lobert, Gestalten drängen sich: ein Jocher, ein Duhle, ein kühner Schiffer in der Brandung, ein junger Krieger, ein Volksbeherrscher, Kränze strecken sich ihm entgegen, „Kränze, wenn Du lebstest, Die beschieden, Nicht erreichte! Knabe, schlaf in Frieden“. So stellt seine Phantasie fast unvermittelt die großen Tüde neben einander, in denen dieß hingefunkene Leben nicht etwa sich bewegt hat, sondern sich einst hätte bewegen können. Dieses Nebeneinander, diese knappe ~~Ausführung~~ ^{Ausführung} liebt Conrad Ferdinand überhaupt. Er steht gern auf Gipfeln und berührt nur die Gipfel. Ueber die Thäler dazwischen fliegt er hinweg. Die „Nachtgeräusche“ muß ihm die Muse melden: Hundegebell, Stundenschlag, Fischergespräch am Ufer, Brunnentrauschen u. s. w. „Liederseelen“ verkünden sich: Ich bin ein Böllchen, ich eine Reihe Stapfen im Schnee, ich ein Scufzer, ich ein Geheimniß, ich ein totes Kind, ich eine Blume u. s. w. Oder das Meer braust im Gesang auf zu den Wolken: Segelt in Lüften, Sucht die Gipfel, Brauet Stürme, Blühet, Liefert Schlachten, Ruht über Klüften, Rauscht im Regen, Murmelt in Quellen, Füllt die Brunnen u. s. w. Man sieht, er hat die Aufforderung: „Sucht die Gipfel“ selbst befolgt. Deshalb schreibt er so gern Chöre. Die Toten verkünden sich, das Leben stellt sich daneben: in großen Antithesen, in feierlicher Würde tönt ihr Gesang. Eben so voll klingen Chöre der Schnitter, der Säer, der Mädchen, der alten Schweizer. Und immer fast Tod und Leben, Vergangenheit und Gegenwart entgegengesetzt. Tanzt im jungen Liebesglück das Volk in der Frühlingspracht den Reigen, so schwebt ein zweiter Reigen im Mondenglanz dahin, toter Jüngling und tote Maid umschlingen und küssen einander. Treibt er langsam dahin mit eingelegten Rudern, so stellt sich neben das „Heute“ das Gestern und das Morgen. Die Phantasie ist so stark, daß sie ihn stets über die Stunde hinausführt, ihn nie zum vollen Ausschöpfen dieser Stunde, zur vollen Hingabe an den Augenblick kommen läßt.

Seine Lyrik wird dort versagen, wo die Phantasie kein Recht mehr

hat, wenigstens kein beherrschendes: im Liebe. Merkwürdig, wie taube Aehren ihm, dem großen Dichter, da wachsen. Ein einfaches „Morgenlied“ kann er nicht schreiben; es wird ein mit Lungenkraft ausgeblasenes Morgengebicht. Nirgends merkt man so sehr, wie Conrad Ferdinand eigentlich auf Stelzen geht.

„Mit edlen Purpurröthen
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Blüten
Stolzirt der junge Tag.“

Zawohl, er stolzirt. Das ganze Gedicht stolzirt furchterlich. Es verpufft wirkungslos. Es ist unnatürlich wie eine Theaterdekoration. Wo dekorative Wirkungen, die Conrad Ferdinand liebt, hinpassen, ist es gut und schön. Aber der junge Morgen läßt sich nicht als Theaterprinz aufputzen. Und so ähnlich steht auch mit den Frühlingsliedern. Der Lenz wird als Wandrer, als Mörder, als Triumphator vorgeführt. Er darf nicht bleiben, was er ist, er wird in ein Kostüm gesteckt. Nur die „Lenzfahrt“ macht eine Ausnahme. In ihr ist der Liebeston getroffen. Conrad Ferdinand hat eben nur eine Sprache für Könige. Er ist zu sehr „goldner Helm in wundervoller Arbeit“. Der liebliche Frühlingsmorgen paßt nicht dazu. Er kriegt auch kein richtiges Liebeslied fertig. Er kann wundervoll über Liebende reden, über die Liebe, aber nicht heiß und süß wie Liebende. Ihm fehlt ein gewisses weibliches Element. Vergleicht man etwa seinen mächtigen Chor der Toten mit dem Gesang der Abgeschiedenen von Novalis, so wird Einem der Unterschied klar. Bei Meyer Alles kurz, gedrungen, epigrammatisch-eindringlich. Ein Maler könnte nur ernste Männer und Greise zeichnen, wenn er dies Gedicht in seine Kunst übersetzen wollte. Bei Novalis dagegen Alles mythische Verzückung, heiße Behmuthschauer, weiche Gestaltlosigkeit, Musik; — verklärte, schwebende Mädchen in weißen, verschwimmenden Gewändern könnten das Lied einzig illustriren. Meyer berührt sich mehr mit Schiller. Auch er ist ein Talardichter. Deshalb preist er ihn. Im Goethejahrbuch von 1887 hatte er ein Gedicht „Schwaugeister“. Goethe sein Weggefell, an dessen „liebvollem Geist“ er sich freut. Aber sein Herz entbrennt erst, als Goethe den Namen Schiller nennt: da schlagen weite Flügel saufend über ihm die Luft. Und „Schillers Bestattung“ schildert er so: ein Fackelpaar, ein Lannensarg, keine Kränze, kein Geleit. Nur ein Unbekannter hinter der Bahre, „von eines weiten Mantels kühnem Schwung umweht. Der Menschheit Genius wars“. Dieser „kühne Schwung des weiten Mantels“ ist doppelt interessant. Er charakterisirt nicht nur Schiller, sondern auch Meyer. Auch ihn, wenn er als Dichter schreitet, umweht „des weiten Mantels kühner Schwung“. Wohlgemerkt: nicht der Mantel, sondern der Schwung des Mantels. Hier kann man im Einzelnen die selbe Beobachtung machen wie bei all den Dichtern,

die mehr Sprecher als Sänger, die nach der rhetorisch-pathetischen Seite hin vorzüglich begabt sind. Schiller schrieb eben so. Auch das Rad des Dampfes dreht sich nicht, sondern der „Schwung des Rades“. ähnlich spricht er von der Demuth des Radens. Es liegt auf der selben Linie, wenn er Begriffe dadurch erweicht, daß er sie in den Plural erhebt, — übrigens die schrecklichste Manier unserer Romantiker. Das ist eine poetische Emporschraubung, die nach meinem Gefühl fast immer ihre Wirkung verfehlt. Ein Beispiel kennen wir schon: mit edlen Purpurrothem stolziert der Tag. Ein anderes Mal starrt er empor „in sel’ge Bläuen“. Oder ein Schwarm von Liebesgottern flugelt „durch die jungen Notzen“. Ueber die merkwürdig undeutschen Konstruktionen, die sich der Dichter erlaubt — „Nicht denkt es eines alten Traums,“ beginnt z. B. ein Gedicht —, ist von Leuten, deren Geistesarmuth sich an solche Unwesentlichkeiten klammert, schon genug geschrieben und geschrien worden, als daß hier die bloße Andeutung nicht genügen sollte.

Conrad Ferdinand Meyers Gedichte sind rhythmisch „prachtvoll“. Es giebt kaum einen anderen Ausdruck dafür. Mächtig wogen sie hin. Sie marschiren wie große Heere, erzgeschient und gleichmäßig. Sie fluthen wie Orgelklang und Glockenton, erhaben und feierlich. Breit und wuchtig laden die einzelnen Verse aus; das Langhingestreckte ist für sie bezeichnend. Man muß sie langsam, schwer und voll lesen. Nur Männer dürfen sie vortragen. Der dunkle, volltonige Grundton wird stark durchgehalten. Aber diese prachtvolle Rhythmik entfaltet sich fast nie zur Melodie. Der wuchtige, dumpfe Kohortenschritt ist zu schwer, als daß er tanzen könnte. Der natürliche Schluß des Verses ist oft nicht auch der Schluß des Gedankens. Worte — oder gar nur ein Wort — werden herubergeschleift und zerhacken durch eine unorganische Casur den nächsten Vers. Die Melodie wird erstickt und zerstört. Dies ist am Peinlichsten im Liebe, das nicht gesprochen, sondern gesungen sein will. Aber singen und tanzen kann Conrad Ferdinand nicht. Ihm fehlt der leichte Fuß der geborenen himmlischen Gäste. Es ist zu viel erdige Schwere, zu viel wuchtige Körperlichkeit in seiner Lyrik. Sie kann nur wandeln, wallen und schreiten —: drei seiner Lieblingsworte.

Einen schamhaften Dichter nannte ich ihn. Er hat ein spezielles Gedicht der Schamhaftigkeit geschrieben. „Die gelochten Kerzen“ heißt es. Der Nefe fragt den alten Onkel nach der „Camargo“. Der Alte löscht das Licht. „Du erlaubst? Nur, daß ich nicht errothe.“ Aber der Junge zündet die Kerzen lächelnd wieder an: „Dhm, wie wars denn mit dem Sturm auf Dappel?“ Conrad Ferdinand hat sich in dem Alten selbst gezeichnet. Er liebt es nicht, Gefühle auszusprechen. Er stellt Situationen hin; nun mag man sich selbst einen Vers daraus machen. Deshalb die merkwürdigen Gedichtschlusse, die er giebt, die so unendlich viel verschweigen, aber durch das

seltsam Verhaltene tief wirken. Schlüsse, die oft nur in den allernothwendigsten Worten Thatfachen konstatiren, die kurz, starr, kühl sind. Es ist Gemmenschnitt darin. Ich citire nur einige: „Er starrt, den Blick empor- gewendet. Er neigt das Haupt. Er seufzt. Vollenbet.“ Oder: „Sie steht bekränzt. Sie schaudert. Sie erbleicht.“ Oder: „Sie hört die Hirtenflöte wieder blasen und lauscht. Sie zuckt. Sie windet sich. Sie ruht.“ Oder: „Ein Blig. Zwei schwarze Rosse bäumen sich. Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.“ Knapper kann man nicht sein. Die Knappheit ist oft so weit getrieben, daß sie zur verblüffenden Manier wird. Der Grund, oder besser, die beiden sich gegenseitig bedingenden Ursachen: einmal die Schamhaftigkeit des Dichters, der vor Gefühlsergüssen zurückzuckt; dann aber auch das Bewußtsein, daß das spezielle Talent, Gefühle rein auszusprechen, ihm versagt ist. Ich brauchte schon den Vergleich mit der Rixe, die in erstiktem Jammer die harte Eisfläche entlang tastet. Ich kann es wiederholen. Unter der äußeren, fast kühlen Hülle steckt in Conrad Ferdinand ein wilder Herzensdrang. „Ungelebtes Leben zuckt und lobert“, Etwas, das sich frei machen will und nicht kann, vielleicht nicht mehr kann, weil es die Stunde versäumt hat. Im tiefsten Kern dieses Dichters dürstet heiße Genussucht, ein rasendes Verlangen nach Glück und Pracht der Erde. „Genug ist nicht genug“: Das ist der mit Mühe zurückgehaltene Ausschrei, der vor seinem ganzen Buche steht, der wiederklingt, nur guten Ohren hörbar, durch die Mehrzahl seiner Gedichte. Er sagt selbst in einem, hinter den harten Falten seines Gesichtes liege ein zweites Antlitz, das nur die Nächsten kennen. Und diese wilde Genussucht, die in vollen Zügen am Born des Ueberflusses schlürfen möchte, jene heiße Sehnsucht nach Glück, Jugend oder wie man's nennen will, eine Sehnsucht, die unerfüllt geblieben, die verbannt ist in dunkle Tiefen, aus denen sie immer wieder emporläutet, die eben in Glocken klingt, in Flammen lodert, in Beckern funkelt, die nicht aufhört, wie jene Rixe, an die starre Eisfläche zu klopfen und nach Licht und Erlösung zu schreien, — sie hat Meyers Versen jenes Dunkle, Volltönige, Brunkende, die Fülle und das Verhaltene gegeben. Und weil sie die Bahnen zum Licht nicht fand, weil sie sich nicht ausleben konnte unter der Sonne, treibt sie ihn rastlos als Wanderer und Pilgrim über die Erde. „Ich bin der zum Reiseschritt Verdamnte“, klagt er. Und in einem seiner schönsten, weil nothwendigsten und echtesten Gedichte spricht er es aus: „Zu wandern ist das Herz verdammt, das seinen Jugendtag versäumt.“ Er muß in jedem Frühling „nach seinem Lenze wandern gehen“. Mit dem jähen Bekenntniß: „Genug ist nicht genug!“ beginnt, mit dem resignirten Bekenntniß: Ich bin „ein Pilgerim und Wandersmann“ schließt das Buch. Die psychologische Entwicklung ist klar. Und die Phantasie mußte erfüllen, was das Leben nicht erfüllte. Sie wurde zum rettenden Ventil. Schein

und Sein vertauschte sich. Deshalb das charakteristische Gedicht „Nöwenflug“. Um einen Felsen kreisen die Nöwen mit gespannten Schwingen. Und das selbe Bild, der Felsen, der Vogelzug abgepiegelt im klaren Meerespiegel, daß sich „Trug und Wahrheit“ völlig gleichen, daß Schein und Wesen ganz verwandt waren. Da beschleicht den betrachtenden Dichter ein Grauen. „Und Du selber? Bist Du echt besüßelt? Oder nur gemalt und abgepiegelt?“ Man begreift gerade hier die Frage; man begreift, wenn man sich das zuletzt Gesagte vorhält, auch den Schluß, zu dem Conrad Ferdinand kommt, als er seine Gedichte, die Liebesgedichte besonders, ansieht: „In diesen Liedern suche Du nach keinem ernstern Ziel: ein Wenig Schmerz, ein Wenig Lust, — und Alles war ein Spiel.“ Ich wiederhole: er ist durchaus Phantasieliebhaber. Aber es hebt ihn vor Anderen, daß seine Phantasieliebesgedichte nicht nur tote Glimmerdinge sind, sondern, wie der Schatten in dem Letze-Gedicht, „mit einem Schein von Blut“ gefärbt und lebendig geküßt von der wilden Sehnsucht des Herzens. Er hat einst von sich gesagt:

In meinem Wesen und Gedicht,
Überall ist Farnelicht,
Das große, stille Leuchten.

Wir wollen das Wort annehmen und dankbar emporschauen in dieses große, stille Leuchten, ohne allerdings zu vergessen, daß Farnelicht nur Abglanz der Sonne auf kühlen Schneegrenzen ist, nicht die allbelebende Sonne selbst.

Karl Busse.



Die Krise in Ungarn.*)

Nicht leicht wird es einem ungarischen Politiker, in ausländischen Zeitschriften oder Zeitungen über die gegenwärtige ungarische Krise und deren eigentliche Beweggründe zu schreiben, denn es ist immer peinlich, immer unangenehm, die unreine politische Wäsche waschen zu müssen, — und noch dazu

*) Als ich im vorigen Jahr hier den Aufsatz „Ungarische Rhapsodien“ veröffentlichte, wurde mir in der magyarischen und jüdischen Presse Ungarns in wilden Schimpfreden vorgeworfen, ich hätte die ungarische Korruption „frei erfunden“ und die Verhältnisse tendenziös entstellt. Jetzt ergreift an dieser Stelle ein ungarischer Patriot und Politiker, der die Verhältnisse seit Jahren aus der Nähe überblickt und selbst an der politischen Gestaltung mitwirkt, das Wort; und die Leser mögen nun beurtheilen, wie es im Lande der Arpadsöhne aussieht.

in der Fremde. Und doch ist es an der Zeit, der politischen Welt des Auslandes, speziell aber Deutschlands, das zahlreiche politische und wirtschaftliche Verbindungen mit den Ländern der Stephanskronen unterhält und wiederholt — es genügt, an die jüngste Anwesenheit des Deutschen Kaisers in Budapest zu erinnern — der ungarischen Nation Beweise der wärmsten Sympathie gab, es ist hoch an der Zeit, der politischen Welt Deutschlands die Augen zu öffnen. Das ist um so notwendiger und um so unerlässlicher, als der größte Theil der deutschen Zeitungen und Zeitschriften (Ehre den Ausnahmen!) falsche, tendenziöse und oft leider direkt lügenhafte Berichte und Informationen aus Ungarn erhält, die sammt und sonders auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind: auf das Pressbureau der ungarischen Regierung, wo seit Kurzem alle auswärtigen Zeitungskorrespondenten „in Evidenz gehalten“, mit „werthvollen“ Informationen versehen und eventuell auch „verwarnt“ werden, wenn sie nicht gefällig sind. Doch die Reisen sind gefällig; und so ist es nicht nöthig, Gewalt anzuwenden.

Was nun diese willfährige Berichterstattung leistet, Das sollen einige kleine Beispiele illustriren. Die sogenannten rohomzischen Enthüllungen, von denen Ungarn seit Monaten spricht, die sogenannte bezsedzische Erklärung, die seit Wochen hier die parlamentarischen Debatten beherrscht, und die neuesten Phasen des Pulszky-Standals, der seit Kurzem wieder die politische Welt in Budapest erregt, werden in der deutschen und ganz besonders in der uns weit näher liegenden österreichischen Presse entweder ganz verschwiegen oder mit einigen unklaren, verschwommenen Worten abgethan, damit kein Leser in Oesterreich oder Deutschland ahne, auf welcher korrupten Basis das sogenannte „liberale“ Ungarn ruht, damit kein Fremder erfahre, aus welchem Sumpfboden das sogenannte „liberale“ Regime seine Nahrung zieht. Hier sollen diese Standalaffären ein Wenig beleuchtet werden, zumal die „Zukunft“ bereits in einem früheren Artikel eine Phase der pulzkyischen Affaire besprach und dadurch den Beweis erbrachte, daß sich diese Zeitschrift der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verschließt.

Doch ehe diese nicht eben appetitliche Arbeit beginnt, möge ein heiteres Moment verzeichnet werden, mit dem sich jetzt die ungarische Presse beschäftigt. Der ungarische Unterrichtsminister Dr. Julius Blajics sagte in seiner letzten Rede wörtlich: „Jeder Student in Ungarn weiß Gottlob, daß es ein österreichisch-ungarisches Gesamtreich nach dem Sinn der ungarischen Verfassung nicht giebt.“ Da aber in den wiener offiziellen Kreisen eine besondere Vorliebe dafür besteht, daß das „Gesamtreich“, das, als die Verfassung in Ungarn fixirt war, in der That in allen amtlichen Schriften auslebte, nach wie vor betont werde, obwohl das ungarische Staatsrecht ein „Gesamtreich“ nicht kennt, sondern immer und überall nur von einem selbständigen ungarischen

Staat spricht, so mußte sich diese Stelle der Rede des ungarischen Unterrichtsministers im ungarischen Pressbureau eine Censur gefallen lassen. Das offizielle Telegraphische Korrespondenz-Bureau meldete den österreichischen und deutschen Blättern, daß der Minister gesagt habe: „Jedes Kind in Ungarn weiß, Gott sei Dank, daß eine Gesamtmonarchie thatsächlich besteht . . .“ Dieses kleine Exempel beweist, wie man das Ausland über die politischen Fragen Ungarns informirt. Wenn schon die Worte eines Ministers in ihr direktes Gegentheil verwandelt werden dürfen, so kann man leicht errathen, wie und in welcher Weise Reden oder Handlungen der ungarischen Opposition dem auswärtigen Publikum dargestellt werden.

Seit einigen Wochen beschäftigt sich das Ausland wieder einmal mit den Verhältnissen in Ungarn, die ja jetzt in der That im höchsten Grade kritisch geworden sind; aber fast überall wird mit dem Brustton der Ueberzeugung erklärt, daß in Ungarn eine leichtfertige, frivole Opposition besteht, die das „liberale“ Ministerium Banffy stürzen wolle, und daß nur Haß und Rachsucht, im besten Fall die Sehnsucht nach Pfünden und Würden die Opposition leite. Baron Desider Banffy wird dem p. t. Lesepublikum als ein liberaler Gladstone geschildert, der jedoch die starke Hand und den stolzen Royalismus des konservativen Bismarck besitze; und der Untergang des ungarischen Liberalismus und Parlamentarismus, die Vernichtung der österreichisch-ungarischen Monarchie, ja selbst die Auflösung des Dreibundes und aller staatlichen Bande in Europa wurden in Aussicht gestellt, wenn Baron Desider Banffy den Weg aller Minister gehen müßte.

Die fürchterliche Liebe und Uebertreibung, die in solchen „Briefen aus Ungarn“ liegt, muß diese politische Berichterstattung vor jedem Denkenden von vorn herein verdächtig erscheinen lassen. Freilich: der größte Theil des Lesepublikums der Tagesblätter hat keine Zeit, zu grübeln. Die ungarischen Verhältnisse liegen auch den Deutschen viel zu fern und sie erinnern sich denn auch sicherlich nicht mehr, daß einst Koloman Tisza, Graf Julius Szapary und Dr. Alexander Beckerle als Horte des Liberalismus, Parlamentarismus u. s. w. eben so gepriesen wurden wie jetzt Baron Banffy und daß schon zu Zeiten Kolomans Tisza der Weltuntergang verkündet wurde, falls ein Regierungswechsel in Ungarn eintreten müßte. Viel leichter hat sich die deutsche Presse mit dem Sturz Bismarcks befreundet als mit dem Sturz irgend eines ungarischen Ministeriums in den letzten fünfundzwanzig Jahren. Der Trost allerdings blieb der deutschen Presse, daß in Ungarn stets nur ein Personenwechsel, niemals aber ein Systemwechsel eintrat und daß im Großen und Ganzen heute noch die tiszasche Wirthschaft, die grassendste und unparlamentarischste Parteiherrschaft, besteht, die jeder sozialen Reform den heftigsten Widerstand entgegensetzt und von Jahr zu Jahr korrupter und

freiböser wird. Koloman Tisza, den man mit Walpole verglich, hielt sich selbst von unreinlichen politischen Nachenschaften fern, bildete aber die praktische Vethätigung des „Enrichissez-vous!“ Graf Julius Szapary war bemüht, die Korruption einzudämmen, und umgab sich mit reichen Magnaten, die jedoch viel zu wenig parlamentarische Geschicklichkeit und viel zu wenig persönliches Interesse hatten, um sein Kabinet wirksam unterstützen zu können. Beim ersten Anprall fiel es über den Haufen. Es kam Dr. Alexander Bekesle, der es mit der Demokratie versuchte und in der That einmal die wiener Reaktion besiegte. Freilich währte der Triumph nur sechs Monate, denn dann wurde er ungnädig entlassen und die selbe „liberale“ Partei, die sich in seinem Interesse gegen die Krone auflehnte, ließ ihn kurz vorher in ihrem Interesse schände fallen. Der Monarch benützt übrigens auch jetzt noch jede Gelegenheit, um darzutun, wie oft und wie arg er von seinem demokratischen Ministerpräsidenten getäuscht wurde. Nach dem Sturz Bekesles ernannte der König den Baron Desider Banffy zum Ministerpräsidenten und dieser Mann steht nun schon seit vier Jahren in Ungarn an der Spitze der Geschäfte.

Im Auslande gilt Banffy als „großer liberaler Staatsmann“, denn unser Pressbureau arbeitet recht geschickt. In Ungarn betrachtet man ihn als komische Figur. Mit Unrecht allerdings, denn Baron Banffy weiß, was er will, und er besitzt Kraft und Fähigkeit. Einer seiner Gegner meinte, daß er den „Muth seiner Unwissenheit“ habe, aber in einem Lande, wie Ungarn, wo alle politischen Parteien vorsichtig und ängstlich sein müssen, weil sie sich nicht auf die breiten Wählermassen stützen, sondern von den einflussreichen Männern in den Städten und Komitaten abhängen, ist es schon sehr viel, wenn es einen Ministerpräsidenten giebt, der, wie einst der verstorbene Minister des Aeußeren Graf Kalnoky sagte, „auch mit dem Kopf durch die Wand rennt, wenn er gereizt wird“. Die eiserne Hand Banffys bekam die Opposition bei den letzten Wahlen in den Reichstag zu fühlen. Er hat durch alle Mittel der „Pression und Korruption“, wie man in Ungarn zu sagen pflegt, was aber, deutlicher gesprochen, brutalste Gewaltthätigkeiten und schamloseste Bestechungen bedeutet, die oppositionellen Parteien von ungefähr zweihundert auf ungefähr hundert Stimmen reduziert; und daß er Dies vermochte, verdankt er zum Theil eben — der Opposition.

Denn das „liberale“ Ungarn besitzt das reaktionärste, ungerechteste und abscheulichste Wahlgesetz in Europa. Ungarn zählt mehr als 16 Millionen Einwohner, von diesen sind aber nur 600 000 Steuerzahler wahlberechtigt. Die Judikatur in Wahlangelegenheiten steht nicht den Gerichten, sondern dem Abgeordnetenhaufe zu und eine dreißigjährige Praxis hat gelehrt, daß selbst die scandalsüßesten Wahlen vom Parlament verifizirt wurden, wie z. B. die Wahl des gewesenen Handelsministers Szeghenyi, die (wie man amtlich kon-

statirte!) nur auf Grund eines gefälschten Wahlprotokolls möglich wurde. Alle Bemühungen, eine Wahlreform nach europäischem Muster zu schaffen, scheiterten an dem Widerstande des Parlamentes, das fast nur aus Magnaten und Advokaten besteht, die offenbar befürchten, verdrängt zu werden, wenn breitere Volksschichten das Wahlrecht erlangen. Man motivirt diese gewiß nicht gerade „liberale“ Auffassung damit, daß durch eine Wahlreform das ungarische Parlament den magyarschen Charakter verlieren würde, zumal die Nationalitäten im Lande keine Magyaren, sondern Deutsche, Rumänen, Slovaken, Serben u. s. w. wählen dürften, wodurch Ungarn, ähnlich wie Oesterreich, den Charakter eines einheitlichen Staates verlöre. Ob Das zutreffend ist oder nicht, ob es ein reaktionäres und ungerechtes Wahlgesetz entschuldigt oder nicht, ob es vor Allem die Gegnerschaft der Regierung gegen die Reinheit der Wahlen und die über strohfeuerige Aktionen niemals hinausgehenden Kämpfe der Opposition zu Gunsten der Wahlfreiheit und der Gerichtsbarkeit der königlichen Kurie (oberster Gerichtshof) in Wahlangelegenheiten begreiflich und verzeihlich erscheinen läßt, — darauf möge sich Jeder selbst antworten. Thatsache ist, daß ein solches Wahlgesetz in der Hand eines brutalen und rücksichtslosen Ministerpräsidenten die gefährlichste Waffe ist und daß Baron Banffy von dieser Waffe den brutalsten und rücksichtslosesten Gebrauch machte. Er vernichtete seine unangenehmsten Gegner bei den Wahlen, ließ eine Schaar von ihm ergebenen Kreaturen, ohne jede politische Vergangenheit und Zukunft, ins Abgeordnetenhaus wählen und hoffte, mit einer Majorität, die dreihundert gegen hundert Stimmen der Opposition betrug, leicht regiren und vor Allem den wirtschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich schaffen zu können, der seit drei Jahren in der Luft hängt. Seine Majorität schien bereit, mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen; um die Opposition kümmerte sich Banffy aber gar nicht mehr.

Der Ministerpräsident hat, wie die jetzige Krise zeigt, die Opposition unterschätzt: er hat sich verrechnet und dadurch den parlamentarischen Boden unter den Füßen verloren. Es ist allerdings wahr, daß die oppositionellen Parteien durch prinzipielle Unterschiede von einander getrennt sind und daß die Regierung bisher die persönlichen Differenzen und Animositäten unter den oppositionellen Führern nach alt-österreichischem Rezept sehr gut zu nähren wußte. Divide et impera. Bald spielte man die radikale Unabhängigkeitspartei gegen die clerikale Volkspartei, bald die gemäßigte Nationalpartei gegen die übrigen oppositionellen Parteien aus; und aus dem Umstand, daß der Führer der ungarischen Nationalpartei, Graf Albert Apponyi, seit vier Jahren jede heftigere oppositionelle Aktion zu mildern und zu dämpfen bestrebt war, schöpfte wohl der Kabinettschef die Hoffnung, daß ihm von der Opposition keine Gefahr drohe. Wird doch in Budapest erzählt, daß Baron Banffy im Sommer dieses Jahres dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Thun

mit dem Anstand, den er hatte, zugerufen haben soll: „Ich kann im Parlament Alles durchbringen.“ In der That gelang Banffy Manches; aber eben so, wie er sein Wahlergebnis mit Hilfe der Opposition erzielte, verdankt er auch seine politischen Erfolge zum großen Theil der Opposition. Daß er im vergangenen Jahr zwei Ausgleichs-Provisorien fast ohne ernstlichen parlamentarischen Kampf durchbrachte, ist dem Grafen Apponyi zu danken — dieser oppositionelle Führer erhielt auch dafür einige süß-saure Lobsprüche der Offiziers in Budapest, Wien und . . . Berlin —, denn Apponyi warf seine Autorität im Parlament und seine Popularität im Lande in die Waagschale, um den Ausgleich mit Oesterreich zu retten.

Baron Banffy hätte vielleicht auch in diesem Jahre die Unterstützung jener oppositionellen Parteien erlangen können, die auf der Basis des Ausgleiches stehen, wenn er, wie im Vorjahre, um diese Unterstützung gebeten hätte. Es ist den eingeweihten politischen Persönlichkeiten in Ungarn kein Geheimniß, daß der ungarische Ministerpräsident im vergangenen Jahre, als die Delegationen in Wien tagten, sowohl mit dem Grafen Albert Apponyi als auch mit dem Präsidenten der Nationalpartei, Ferdinand Horváthy, lange Konferenzen hatte, von denen der Krone Mittheilung gemacht werden mußte, denn wichtige Modifikationen der ursprünglichen Vorlage wurden auf direkten Wunsch der Opposition mit Zustimmung des Monarchen geändert, ehe der betreffende Gesetzesentwurf noch dem Parlament eingereicht wurde. Wie sehr die Nationalpartei und die Regierungspartei damals d'accord waren, beweist am Besten die Thatsache, daß der oppositionelle Graf Apponyi die Verttheidigung der Regierungsvorlage im Parlament übernahm und der Ministerpräsident sich darauf beschränkte, am zweiundzwanzigsten Dezember 1897 in öffentlicher Sitzung zu erklären: „Es ist ganz überflüssig, zu versuchen, das vom Grafen Apponyi Gesagte nachzusprechen. Er hat Alles viel präziser, viel korrekter und klarer gesagt, als daß Dies noch einer Ergänzung bedürfte.“ Trotzdem ist im Laufe eines Jahres aus dieser politisch-parlamentarischen Harmonie die leidenschaftlichste Fehde geworden und in den beispiellos heftigen Kämpfen des ungarischen Abgeordnetenhauses sind es die Anhänger Apponyis, die dem Ministerpräsidenten fast Tag für Tag Schmeicheleien wie: „Vägnér!“ „Schwindler!“ „Hinaus mit ihm!“ „Er ist nicht anständig!“ an den Kopf werfen, — Schmeicheleien, die die budapester oppositionelle Presse mit einem Eifer verzeichnet, der einer besseren Sache würdig wäre, und die in der auswärtigen Presse totgeschwiegen werden. Trotzdem ist es eine Thatsache, daß sich auch der vornehmste ungarische Klub, das budapester Nationalkasino, bereits mit diesen Insulten beschäftigte, weil es bisher in der ungarischen Gesellschaft üblich war, solche Beleidigungen nicht einfach hinzunehmen. Daß die Aktion im Nationalkasino resultatlos bleiben wird, ist ziemlich sicher, doch auch sie ist ein Beweis mehr für die Erbitterung, die in gewissen Kreisen gegen Banffy herrscht.

Die Ursachen dieser Erbitterung liegen vor Allem in den ungerechten und ungesetzlichen Reichstagswahlen, die unsere Opposition halbirten; sie liegen aber auch in staatsrechtlichen, moralischen und persönlichen Motiven. Die staatsrechtlichen Motive kann man im ungarischen Ausgleichsgesetz finden. Dieses Gesetz, dessen Verfasser Franz Deák war, den die Ungarn mit Stolz „den Weisen der Nation“ nennen, bestimmt in seinem § 25, daß Ungarn einen Ausgleich nur mit einem Oesterreich schließen könne, in welchem „volle Verfassungsmäßigkeit“ herrscht, und verfügt weiter in seinem § 68, daß für den Fall, wo der Ausgleich auf parlamentarischem Wege nicht zu Stande kommen sollte, „das gesetzliche Verfügungsrecht des Landes unantastbar“ bleibt. Im vergangenen Jahre waren Opposition und Regierung in der Interpretation dieses Gesetzes einig, denn (wie schon früher erwähnt) sowohl der hervorragendste Führer der Opposition wie der Ministerpräsident stimmten in der Auffassung dieses Gesetzes überein. Das hat sich im Laufe eines Jahres geändert; denn wenn auch Baron Banffy selbst seine Erklärungen noch nicht revozirte, so behaupteten doch die hervorragendsten Mitglieder der Regierungspartei, daß die vorjährige Gesetzesinterpretation keine Gültigkeit mehr besitze. Apponyis Beweisführung gipfelte darin, daß Ungarn, falls kein neuer Ausgleich mit Oesterreich auf parlamentarischem Wege geschlossen werden sollte, als selbständiger Staat nur in dem Sinne verfügen könne, daß Ungarn nach außen hin mit Oesterreich zusammen nicht mehr eine wirtschaftliche Einheit bilde. Dieser Auffassung, die auch Deák hegte, die im sogenannten Provisoriumsgesetz niedergelegt ist und der im Vorjahre fast ganz Ungarn, jedenfalls aber die Regierungspartei und die Regierung beipflichtete, huldigt jetzt die Regierungspartei nicht mehr. Es handelt sich hier um ein ungarisches Grundgesetz, und zwar um eine der wichtigsten Bestimmungen, welche die wirtschaftliche Selbständigkeit umschließt. Die Opposition verlangte deshalb vom Ministerpräsidenten Aufschluß, ob er sein Wort einlösen wolle. Baron Banffy gab jedoch keine Aufklärungen, sondern wich jeder Antwort aus und dadurch erweckte er bei der Opposition Unmuth und Groll, die sich im Laufe der Verhandlungen zu Erbitterung und Haß steigerten. Baron Banffy wollte nämlich der Opposition nicht nur nicht ihren Willen thun und ein klares Ausgleichsprogramm geben, sondern er wollte auch der Opposition seinen Willen aufzwingen und sie veranlassen, ihm ein Budgetprovisorium zu bewilligen, das ihm freie Hand nach jeder Richtung gegeben hätte. Hierauf entstand nun die sogenannte Obstruktion, die wohl parlamentarische Stürme aller Art und skandalöse Szenen ohne Zahl brachte, aber bisher die Regierung ihrem Ziel nicht näher rückte, denn die Erledigung des Budget-Provisoriums liegt jetzt ganz in der Hand der Opposition, zumal die Opposition vom fünften September bis zum fünfundzwanzigsten

November zu verhindern mußte, daß die sogenannte Indemnität-Vorlage auf die Tagesordnung gestellt werde. Es wird ihr nun — wenn sie will — ein Leichtes sein, die parlamentarische Erledigung dieser Vorlage ebenfalls Monate lang hinauszuziehen. Anfangs Januar mußte aber das Ministerium, wenn es gesetzlich regiren will, Budget, Ausgleich und Rekrutenkontingent bewilligt haben.

Wie man sieht, ist die Lage des Ministeriums Banffy recht prekär. Sie wird aber geradezu unhaltbar, wenn man bedenkt, daß die erbitterte Opposition keinen Tag vorüber gehen läßt, ohne die Regierung in der heftigsten Art anzugreifen, daß ferner die Popularität des Kabinetts — die ohnehin viel zu wünschen ließ — mehr und mehr vernichtet wird, weil das Vertrauen der Anhänger des Ministeriums immer mehr schwindet, und daß endlich Straßendemonstrationen und andere Zwischenfälle eintreten, deren Konsequenzen nicht zu ermessen sind. Wenn die Regierung früher sagen konnte, daß die Opposition gegen jedes ungarische Ministerium den Vorwurf der „Korruption und Pression“ erhob, daß Dies aber nur eine grundlose Verdächtigung sei, und wenn mit dieser Parade mancher Hieb im Parlament abgewehrt wurde, so ist Das heute nicht mehr möglich, denn die Opposition ist durch Zufall in den Besitz von Beweisen für ihre Behauptungen gelangt. Die schon vorher erwähnten rohonczy'schen Enthüllungen und die sogenannte Dezyeffy-Affaire sind scharfe Waffen in der Hand der Opposition. Der Reichstagsabgeordnete Gedeon Rohonczy war bis vor kurzem Mitglied der Regierungspartei und als hervorragendes Mitglied in alle Geheimnisse dieser Partei eingeweiht. Dieser Abgeordnete erzählte nun in öffentlicher Sitzung des Abgeordnetenhauses, daß die Regierung bei den letzten Wahlen drei Millionen Gulden zur Bestechung der geehrten Wähler ausgab, daß dieses Geld von Personen herrührte, die Orden und Titel erhielten, und daß er selbst 4000 Gulden empfang, die er jedoch bereits zurückgezahlt habe. Dieses Faktum bewies, daß die Regierung sich nicht nur ihre Majorität zum Theil erkaufte, sondern es zeigte auch, daß das Geld dazu aus unlauteren Quellen floß. Nicht genug daran, veröffentlichte auch der Oberstuhlrichter Emil Dezyeffy eine Erklärung, in der er mittheilte, daß der Ministerpräsident persönlich ihn aufgefordert habe, für einen Kandidaten der Majorität einzutreten. Da der Oberstuhlrichter sich weigerte, Das zu thun — es ist gesetzlich verboten! —, drohte der Ministerpräsident mit einem „sanften Druck!“ Nach dem ungarischen Strafgesetze sind diese Handlungen mit Gefängniß bis zu fünf Jahren strafbar und man kann sich leicht denken, daß der Kampf der Opposition gegen die Regierung durch die Dezyeffy-Affaire eine moralische Basis erhielt und bei den unvoreingenommenen Menschen in Ungarn immer mehr Sympathien gewann.

Obwohl Baron Desider Banffy in der Bevölkerung wenig beliebt ist

und man ihm nicht verzeihen kann, daß er an dem Leichenbegängniß Ludwigs Rossuth nicht theilnahm, sondern demonstrativ abreiste, als die Leichenfeier stattfand, obwohl er auch im Parlament eine recht armsüchtige Rolle spielt und oft verspottet wird — hat er doch in einer seiner Reden, als er aus einem Werk Schaeffles einen Absatz über den Sozialismus vorlas, den ihm unbekanntem Saint-Simon als den „Heiligen Simon“ bezeichnet!“ —, so hätten die persönlichen Angriffe auf den Ministerpräsidenten doch wenig Eindruck gemacht und sicherlich nicht jene Krise hervorgerufen, die jetzt Ungarn erschüttert, wenn die Opposition nicht sachliche Motive für ihre rücksichtslosen Angriffe gefunden hätte. Zu diesen sachlichen Motiven gehört aber neben dem eben erwähnten Wahlstandal auch der Kunststandal, der sich an den Namen Karl Pulszky knüpft. Daß Karl Pulszky als Direktor der ungarischen Landesgalerie werthlosen Plunder kaufte und den Staat betrog, mag noch hingehen; daß dieser Mann aber, so lange er in Untersuchung war, von den Gerichten für wahnsinnig erklärt und später wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen wurde, dann aber — als das Urtheil der letzten Instanz fiel — plötzlich als normal und gesund erklärt wurde und jetzt wieder sein Gehalt vom Staat bezieht: Das ist selbst den korruptesten Leuten in Ungarn zu starker Tabak, zumal man weiß, daß der Bruder dieses Mannes eine der führenden Persönlichkeiten in der ungarischen Regierung ist. Schon Cuvier sagte, daß er sich aus einem Knochen splitter das ganze Thier konstruiren könne, und man irrt wohl kaum, wenn man behauptet, daß der niedliche Pulszky-Standal Jedem einen richtigen Begriff von der Korruption in Ungarn giebt, gegen welche die Opposition jetzt den rücksichtslosesten und unversöhnlichsten Kampf führt, — wofür ihr der größte Theil der österreichischen und der deutschen Presse Tag um Tag den Text liefert.

Trotzdem dürfte die ungarische Opposition in ihrem Kampfe nicht erlahmen; im Gegentheil: es ist anzunehmen, daß sie noch leidenschaftlicher und noch hitziger werden wird. Die Opposition weiß, daß sie das Heft in der Hand hat, und sie wird es nicht loslassen. Sie sagt nicht mit Unrecht, daß jede weise Regierung in einer solchen kritischen Zeit, wie es die jetzige ist, den Platz gern räumen würde, wenn sie wüßte — was übrigens Jedermann in Ungarn weiß —, daß dadurch Ruhe und Ordnung im Lande geschaffen werden wird. Daß Baron Banffy nicht zurücktreten will, ist ein Beweis dafür, daß er nicht weise ist. Er beruft sich auf das Vertrauen der Krone und auf das Vertrauen der Mehrheit, ohne zu bedenken, daß alle seine Vorgänger, die sammt und sonders aus der sogenannten „liberalen“ Partei hervorgingen, das Selbe thaten und dennoch zurücktreten mußten, als sie die Führerrolle im Parlament nicht mehr spielen konnten. Und Banffy zeigt sich fast gar nicht mehr im Berathungssaale, sondern irrt in den Couloirs

des Abgeordnetenhauses umher, wo er eigensinnig behauptet, nicht weichen zu wollen. Und dennoch ist die ungarische Krise nicht anders zu lösen als durch den Rücktritt der Regierung, denn die Auflösung des Abgeordnetenhauses ist nach unseren Gesetzen jetzt ganz unmöglich. Jedem neuen Ministerpräsidenten würde das Parlament sofort das Budget, das Ausgleichs-Provisorium und das Rekrutenkontingent bewilligen; nur das Ministerium Banffy setzt das Land der Gefahr aus, nach dem ersten Januar 1899 ungesetzlich und gesetzwidrig regirt zu werden. Unter einem neuen Ministerium würde die Staatsmaschine augenblicklich ordnungsgemäß funktionieren; unter Banffy droht die Katastrophe, daß im nächsten Jahr keine Steuern bezahlt, keine Rekruten eingestellt werden und (was wohl in Deutschland interessieren dürfte) die Handelsverträge ihre Gültigkeit verlieren. Dazu kommt noch Eins. Nach der ungarischen Verfassung ist es ganz ausgeschlossen, daß mit Verordnungen und Patenten regirt werde. Die ungarische Verfassung hat aber der Monarch beschworen. Ein Weiterverbleiben des Kabinetts Banffy nach dem neuen Jahr würde es zweifellos nothwendig machen, daß mit Nothverordnungen regirt werde; aber solche Verordnungen müßten selbstverständlich die Verfassung verletzen und sogar den Königseid berühren. Unter solchen Umständen kann der Vernünftige wahrhaftig nicht begreifen, warum Banffy Ministerpräsident bleiben soll und warum die österreichischen und die deutschen Zeitungen wollen, daß er es bleibe. Das „liberale“ Prinzip wird durch seinen Rücktritt nicht gefährdet, denn der Nachfolger Banffys wird abermals aus den Reihen der „liberalen“ Partei hervorgehen; auch das Budget und der Ausgleich sind nicht gefährdet, denn der Nachfolger Banffys würde die nothwendigen Provisorien in einer Sitzung erhalten, während Banffy sie überhaupt nicht erhalten kann. Ob das Prinzip des Parlamentarismus gefährdet wird, wenn Banffy den Angriffen der Opposition weicht, sei nicht weiter untersucht, da ja das Prinzip des Parlamentarismus, wie die ungarische Opposition in ihrer Adresse an den Monarchen betont, ohnehin durch die korrupte Parteiherrschaft, durch die rohoncyschen Enthüllungen und die Dezseffy-Affaire bis in seine Tiefen erschüttert ist. Aber selbst angenommen, daß die starren Formen des Parlamentarismus alterirt werden könnten: sind Ruhe und Friede eines Landes, normale Verhältnisse im Parlament, Budget, Ausgleich, Rekrutenkontingent, Großmachtstellung der Monarchie und Königseid nicht unendlich wichtiger als das Kabinet Banffy? . . . Freilich werden mit dem Sturze Banffys nur die augenblicklichen parlamentarischen Schwierigkeiten beseitigt, denn die schweren politischen Uebel, die ihren Krankheitsherd in unserem Wahlgesetz und in der Parteiherrschaft haben, würden fortbestehen. Die ungarische Krise ist nämlich der klarste Ausdruck der Wirkungen politischer und parlamentarischer Korruption und

Pression und es ist eine wichtige Frage, ob die ungarische Opposition stärker, entschlossener und unverföhnlicher sein wird als die Opposition in Italien und in Frankreich, die sich ebenfalls seit Jahrzehnten bemühen, eine radikale Besserung der parlamentarischen Verhältnisse zu erzielen, aber doch nur von einem faulen zu einem nicht minder anrühigen Kompromiß gelangen und eigentlich nichts Anderes erreichen, als daß das alte kompromittirte Geschäft unter einer neuen Firma weitergeführt wird.

Budapest, Ende November 1898.

Michael Arpad.



Die Freundin der Entgleisten.

Sie selbst ist durchaus nicht aus der Bahn geworfen oder unglücklich, — nein, ein frisches, energisches Mädchen, immer thätig, lustig, zur Hilfe bereit. Zur Freundin der Entgleisten macht sie ihr Anpassungsvermögen, ihr feines Verständniß für das Leiden Anderer. Sie erweist Jedem Theilnahme, besonders aber Unglücklichen, und nichts ist ihr willkommener, als wenn man ihre Hilfe in Anspruch nimmt.

Natürlich wird sie oft betrogen. Sie versucht auch zuweilen, nach harten Erfahrungen, sich zu ändern; allein sie vermag es nicht, sie kann eben nicht ihre Natur aufgeben. Jeder Mensch hat ein typisches Erlebnis; es kehrt immer wieder, Erfahrungen schützen ihn nicht davor, weil es dem innersten Grunde seines Wesens entspringt.

Welches Erlebnis ist nun für Hendrika Dunsen charakteristisch? Was die Entgleisten, aus der Bahn Gerissenen, zu ihr zieht, ist gerade ihre Frische und Thätigkeit. Bei Hendrika finden sie Alles, was ihnen groß und selten erscheint, da es ihnen fehlt. Nichts Verfahrenes, Unentschlossenes hat in der willensfrohen Natur dieses Mädchens Raum. Sie weiß immer, was sie zu thun hat, und handelt sofort und schnell. Und wenn ihr Thun auch zuweilen thöricht — oder besser: romantisch — ist, — mag sein: sie kann eben nicht anders.

Sie führt ihrem Vater, dem bekannten Astronomen Professor Dunsen, die Wirthschaft. Er läßt sie frei schalten und walten, wenn sie ihn nur in seinen Studien nicht stört. Und Das geschieht nicht. Hendrika hat Achtung vor der Wissenschaft und sie ist ihrem alten Papa von Herzen gut. Ihm zu Liebe hat sie sich auch nicht verheirathet. Sie mag ihn nicht verlassen; und welcher Mann willigte in eine Ehe, bei der man einen Schwiegervater mit in den Kauf nehmen muß? Die Verlockungen zu einer Heirath sind auch nicht häufig, denn Hendrika ist durchaus nicht hübsch. Sie sieht gesund und kräftig aus, aber ihr fehlt Das, was den Mann zum Weibe hinzieht und was wir mit dem deutschen Worte „charmo“ bezeichnen; sie paßt besser zur Kameradin als zur Geliebten und Gattin.

Und reich ist sie ebenfalls nicht. Dunsens haben genug und leben ganz behaglich, aber Ueberfluß und Luxus sind nicht vorhanden. Daß Hendrika immer noch für Andere Etwas erübrigt, kommt daher, daß sie praktisch und tüchtig ist, viele Dinge selbst thut und überall die Augen hat. So findet sie nicht allein Zeit und Geld zu einer gemüthlichen Geselligkeit in ihrem Hause, sondern auch zu durchgreifendem Helfen.

Sie selbst geht nie in Gesellschaft, sie mag ihr Väterchen nicht allein lassen, das so an sie gewöhnt ist. Aber zu ihr kommt viel Besuch, Menschen, denen sie dadurch eine Wohlthat erweist, daß sie in ihrem altmodischen, friedlichen Heim verkehren dürfen. Jedes Stück, jeder Nagel, jedes Bild steht hier noch so, wie es vor fünfzig Jahren gestanden hat, als Professor Dunsen heirathete; nichts ist umgekehrt und angeschafft worden.

Unendliches Behagen muthet gerade Diejenigen, welche das Leben in die Irre führte, in diesem ehrwürdigen Hause an, wo Alles ungestört und unberührt blieb, wo Alles geräuschlos, glatt seinen Gang geht wie bei einer gut gedönten Maschine. Wie ein Hafen kommt dieses Heim Denen vor, die der Sturm des Lebens umhergeschleuderte.

Hendrika ist in dieser Umgebung aufgewachsen und altert in ihr. Die Mutter, eine stille, kränkliche Frau, verlor sie vor Jahrzehnten; so lange sie denken konnte, war sie Herrin des Hauses und ihres Väterchens. Er ist daran gewöhnt, diese Unterthanenschaft mit Anderen zu theilen. Fast bei jedem Mittagsmahl findet er an der sauber gedeckten Tafel zum Mitgenuß der tadellos zubereiteten Speisen einen Gast, irgend einen Mann, der in Hendrika — eben so wie er — den Jubegriff der Klugheit und Tüchtigkeit sieht. Wenigstens für einige Zeit. Ein Mann verzeiht es meist einer Frau nicht, wenn sie tüchtiger und klüger ist als er; ihre Hilfe, ihre Theilnahme und Freundschaft nimmt er nur so lange in Anspruch, wie es ihm schlecht geht. Gelingt es ihm, sich in der Gesellschaft wieder emporzuarbeiten, dann ist ihm die Erinnerung an die Frau, die ihm im Unglück beistand, unangenehm; er meidet, ja, er haßt sie. Und oftmals denkt ein solcher Mann, die Helferin sei an seinem Mißgeschick schuld, oder: sie habe noch mehr thun können. Nur edle Naturen verstehen Wohlthaten in der richtigen Weise anzunehmen. Die Art, wie ein Mensch die Güte Anderer aufsaßt, ist fast immer im höchsten Grade bezeichnend für ihn.

Wo findet Fräulein Dunsen aber ihre Entgleisten, für die sie so viel opfert und von denen sie so wenig Dank erntet? Außer der täglichen vertraulichen Geselligkeit in ihrem Hause hat Hendrika noch große Empfangstage, zu denen trotz der Schlichtheit des Gelehrtenheimes alle möglichen Menschen, Leute jeden Standes und aller Altersklassen, erscheinen. Jeder bringt mit, wem er will; Alle sind willkommen. Inmitten dieser bunten Gesellschaft findet Hendrika mit unglaublichem Spürsinn unter der Masse die Entgleisten heraus. Und es währet nicht lange, dann sind sie bei ihr Hausfreunde und Intime.

Fast immer verläuft die Sache in ähnlicher Weise. Im Anfang sind die neuen Freunde von Hendrikas Verständniß entzückt, sie tragen ihr Verehrung und Dankbarkeit entgegen; der Friede des altmodischen Gelehrtenheimes umfängt sie wie schmeichelnde Arme. Aber dann, nach einer Weile, bedrückt sie eine Art mütterlicher Herrschaft, die über sie ausgeübt wird. Eine Herrschaft und eine

Aufsicht. Hendrika sucht die neuen Freunde auf der richtigen Bahn zu erhalten, sie nicht wieder abschweifen und ziellos umherirren zu lassen. Wenn sie ihre Fürsorge einem Armen zugewandt, ihm Arbeit und dadurch Existenzmittel verschafft hat, fühlt sie sich verpflichtet, darauf zu achten, daß er ihrer Empfehlung Ehre macht und bei der Arbeit bleibt.

Merkt der Arme Das, dann ist der erste Anlaß zum Bruch da. Noch kommt er ins Haus, noch nimmt er alle Güte an, allein sie drückt ihn schon wie ein zu enges Kleid. Und irgend eine Aeußerung, die er im Anfang der Freundschaft vielleicht gern gehört, die er rührend und fürsorglich gefunden hat, erscheint ihm nun anmaßend und als Einmischung. Und eines Tages kommt er nicht wieder. Vielleicht so lange, bis er von Neuem ins Unglück geräth und sich plötzlich sehnen an Hendrikas Sympathie, an ihr warmes Herz erinnert. Denn auch bei den Entgleisten ist ein Erlebnis typisch, nämlich ihr Ablenken aus der Bahn. Wieder und wieder tritt es ein, mögen auch noch so viele Erfahrungen sie davor warnen.

Blieb Hendrika bei all diesen Erlebnissen immer kühl, war sie es immer geblieben?

Sie gehörte zu den Mädchen, deren Sinnlichkeit nie geweckt worden ist, bei denen dieser Springquell alles Thuns sich nicht zu dem Strom Liebe zusammengeschlossen hat, sondern in zahllosen kleinen Rinnsalen verstickt, in Wohlwollen für die Menschheit, in einer allgemeinen Zärtlichkeit für alles Lebendige.

Hendrika hatte Frauen eben so gern wie Männer, — wohlgemerkt: wenn sie ihrer eben so bedurften; aber bei Männern nahm ihre Freundschaft noch einen besonderen Zug von Innigkeit an. Ein- oder zweimal war es auch vorgekommen, daß ein wärmeres Gefühl für Die, denen sie half, in ihr Herz zog; ein- oder zweimal hatten junge Freunde sie sogar heirathen wollen, aus mißverstandener Dankbarkeit, so lange sie sich noch in den Flitterwochen der Freundschaft befanden. Doch Hendrika war klug. Sie erkannte die Dankbarkeit und sah, daß es keine Liebe war. Und wurde sie einmal schwach, dann hatte sie ein unfehlbares Mittel. Sie guckte in den Spiegel.

Was sie dort erblickte, das alternde, rothe, robuste Gesicht, Das sagte ihr: mag er mich jetzt auch gern, schon nach einem Jahre, ja nach einigen Monaten wird er sich einer schönen Frau zuwenden. Und sie war nicht nur klug, sondern auch stolz: Das wollte sie nicht.

Diese Selbsterkenntniß hindert sie aber nicht, weiter zu jeder Hilfe bereit zu sein, weiter Freundschaft zu halten, trotzdem sie erfahren hat, daß sie keinen Dank dafür erntet. Sie vergißts von einem Mal zum anderen. Jedesmal denkt sie: nun müsse es anders kommen, dauern zu ewigem Bunde.

Und wenn sie auch versuchte, mißtrauisch und vorsichtig zu sein: sie vermöchte es nicht, denn es ist gegen ihre Natur. So wird sie weiter hinleben zwischen Hoffnung und Enttäuschung, bis der Tod ihre Klugen und doch so thörichten Augen schließt, bis der letzte Freund aller Menschen ihre hilfreiche Hand erkalten läßt.

Charlottenburg.

W. von Beaulieu.



Selbstanzeigen.

Europäische Lyrik. Uebersetzungen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1899.

Als ich vor etwa zwei Jahren die eigenartig nervöse und dennoch spröde Lyrik des Dänen J. P. Jacobsen deutsch veröffentlichte, gab ich im Vorworte Rechenschaft über das bei der Arbeit befolgte Prinzip: „Als Norm jeder literarischen Thätigkeit betrachte ich es, die zwar unvermeidliche Kluft zwischen Sinn- und Formentreue auf der einen, selbständiger formeller Vollendung auf der anderen Seite möglichst zu verengen und unter möglichst geringen KonzeSSIONen hier wie dort Etwas zu schaffen, das der Entwicklungsstufe beider jedesmal in Betracht kommenden Kultursprachen nicht ganz unwürdig sei.“ Und neben die Ehrfurcht gegenüber dem Original, neben die stete Sorge für die Würde der Muttersprache stelle ich für den Uebersetzer, wenn er anders mehr als ein bloßer Kopist und Dolmetsch und dennoch kein traduttore traditore sein will, ein drittes und das höchste Erforderniß, jenes, dem Sully Prudhomme's Worte gelten: „Il serait tout à fait inutile d'avoir traduit en vers un poème, si la traduction, indépendamment de son exactitude littérale, n'offrait point un équivalent musical de l'expression musicale du texte.“ So sollte, wie einst die Jacobsen-Arbeit, heute auch die „Europäische Lyrik“ beurtheilt werden. Sie vereinigt Uebersetzungen aus der lyrischen Dichtung elf europäischer Völker; Erzeugnisse dieses Jahrhunderts und vornehmlich seiner letzten Dazennien sind es meist, die ich einzudeutschen gesucht habe. Ich war nach Kräften bemüht, möglichst wenig von dem Blüthenstaub des Nationalen und Individuellen zu verwiſchen. Stellte sich naturgemäß die Kunstdichtung in den Vordergrund, so wurde, wo ihr noch eigene Physiognomie fehlt, z. B. bei Ungarn, Rumänen, Neugriechen, die herrliche Volkspoese dieser Nationen vorwiegend berücksichtigt; hier und in Auswahl und Gruppierung überhaupt ist — so darf ich hoffen — die drohende Klippe der Pedanterie glücklich vermieden worden; ein gelehrtes Bößchen, die Quellen-Nachweise, sorglich rückwärts verborgen, wird nicht stören und dem Sprach- und Literaturforscher nicht unerwünscht sein. Vielleicht gelingt es dem Buch, durch die gebotenen Proben unserem Publikum einige bisher wenig oder gar nicht beachtete Dichter des Auslandes näher zu bringen, den Norweger Bergeland, den prächtigen Schweden Snoilsky, den Briten Garnett, den holländischen Dekadenten W. Kloos, die Italiener Graf und Ferrari, den Magyaren Michael Tompa, die Rumänen Alecsandri und Cosbuc, den größten Satiriker Neugriechenlands Alexander Soutsos u. s. w. Mit Uebersetzungen hebt unser Schriftthum an; durch eine Uebersetzung wurde unsere Gemeinsprache geschaffen; die größten Meister deutscher Dichtung haben es nicht verschmäht, die mehr oder minder ehrlichen Wankler zwischen unserer und fremder Litteratur zu spielen; von den Bock und Schlegel bis auf unsere Tage spannt sich die Kette meisterlicher Arbeiten, die den Deutschen den freilich zweideutigen Ruhm, das Uebersetzervolk par excellence zu sein, eingetragen haben. Das Werkzeug solcher Kunstübung, die Sprache, wird von Jahr zu Jahr zu Jahr geschmeidiger, bunter, klangreicher; je weitere

Kreife der Weltverkehr zieht, desto zahlreichere und lothendere Aufgaben bieten sich einer immer feineren und zarteren Technik. Ist ein Wunder, wenn sich einmal eine Hand gleichzeitig an mehreren Sprachen, Stilarten, Versformen, Individualitäten zu erproben sucht?

Wien.

Robert F. Arnold.



Kleingeld. Skizzen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Durch unsere Zeit geht ein Zug der Erkenntniß der Ungerechtigkeit und der Schwächen der Gesellschaft. Diese Erkenntniß hat die Rücksichtslosigkeit und Feigheit der Bevorzugten und den Haß der Unterdrückten gezeitigt. Aber es ist auch etwas Schönes daraus erblüht: das Mitleid edler Seelen. Etwas Schönes und zugleich etwas Nuploses. Nuplos für die Mitmenschen und qualvoll für Den, der es empfindet. Es ist ein moderner Welt Schmerz, nagender als jedes Weh der Liebe und durch keine Kraft und keinen Genuß zu besänftigen. Denn wo man hinsieht, erhält er neue Nahrung. In einigen meiner Skizzen („Thränen“, „Aus dem Tagebuch eines Dekadenten“, „Auf Posten“), habe ich versucht, diesem Schmerz und seiner psychischen Rückwirkung auf eine Person Ausdruck zu geben. In anderen kleinen Erzählungen („Zwei Rosen“, „Der Streber“, „Marienbad“) soll die Spekulation- und Geldsucht der Bourgeoiswelt geschildert werden. In der letzten Skizze, „Das Pferd“, soll die dumpfe Resignation und endlich das müde Zusammenbrechen des Alltagskämpfers allegorisch veranschaulicht sein. Ich habe „aus der Zeit“ geschrieben; das Büchlein soll zeigen, ob es für die Zeit ist.

Robert Gysler.



Unter jüdischen Proletariern. Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Rußland. Wien 1898, Verlag von L. Rosner.

Im Winter des vorigen Jahres begab ich mich nach Ostgalizien und Rußland, um dort die ökonomische Lage der jüdischen Massen zu studiren. Sie war mir bisher unbekannt, wie der gesammten europäischen Oeffentlichkeit. Man hört zwar nur allzu oft von jüdischen Börsenjobbern, Ordens- und Titeljägern, Auswürflingen auf verschiedenen Gebieten, für die dann der Antisemitismus die Gesamtheit verantwortlich macht, man sieht auch hier und da einen auffällig gekleideten östlichen Emigranten, den die reichen „Glaubensgenossen“ sehr reich weiterbefördern, aber wie im Osten ein nach Millionen zählendes jüdisches Massenproletariat ohne jede Arbeit Gelegenheit und an einigen Orten trotz schwerer physischer Arbeit moralisch, geistig und wirtschaftlich zu Grunde geht, darum kümmerte sich bisher Niemand, nicht einmal die „civilisirten“ Juden, die sich lieber in aufbringlicher Weise zu „assimiliren“ bemühen. Der Antisemitismus hatte lediglich zur Folge, daß sich die „Großjuden“ in Wien, Berlin und anderen Städten eine philosemitische Presse züchteten, die lediglich in der „Abwehr“ aufging, sonst aber die edelsten Strömungen im jüdischen Volke verschwieg oder verhöhnzte und dem schweren Existenzkampfe der jüdischen Volksmassen „lühl bis ans Herz“ gegenüberstand. Ich hielt es deshalb nicht nur für „interessant“, sondern auch

für eine menschliche Pflicht, mich diesem Proletariat im fernen Osten, dort, wo es in gedrängten Massen zusammenwohnt und ohne jede Kultur ein menschenunwürdiges Dasein fristet, menschlich zu nähern, um es zu beobachten, wie es lebt, denkt, arbeitet und darbt. Ich war in dem seit dem Talesweberstrife berühmten Kolomea, in Borslawn, wo unter 8000 Bergarbeitern 60 Prozent Juden sind, in Lody, dem polnischen Manchester, dessen Vorstadt Baluty über 15000 jüdische Hausweber zählt, in Bialystok, wo neben 60000 Juden kaum 5000 Christen wohnen und daher in Cigarren- und Tuchfabriken meist jüdische Arbeiter beschäftigt sind. In Warschau entdeckte ich ein Haus, „Trefne Jaski“, wo in 72 Zimmern 1500 Menschen, nur Juden, wohnen. Ich habe Alles, was ich sah, niedergeschrieben, streng sachlich, unter Zugrundelegung von Lohnziffern und statistischen Daten. Denn ich wollte keine Thränenbrüsen rühren; jede „philosemitische“ Tendenz liegt meinem Buch fern. Im Gegentheil, das Buch ist eine schwere Anklage gegen die — „Großjuden“. Die „liberale“ Presse in Berlin weiß sehr genau, weshalb sie mein Buch totschweigt.

Wien.

Dr. E. N. Landau.



Thiergeschichten. Berlin 1899, Freund & Jodel.

Wenn ich meinem Buche ein paar Worte auf den Weg in die Oeffentlichkeit mitgebe, so geschieht es der Sache wegen, der die „Thiergeschichten“ dienen sollen. Wenig genug, viel zu wenig beschäftigt sich die Litteratur mit dem Wesen, den Leiden und Freuden der Thiere; die Schriftsteller sind zu zählen, die auch nur ein armes Wort zu Gunsten unserer Mitgeschöpfe finden. Aus diesem und nur aus diesem Grunde möchte ich die Aufmerksamkeit des Publikums auf mein kleines Buch hinlenken. Ich weiß aus Erfahrung, daß viele Menschen dem Thier nur darum so gleichgiltig gegenüberstehen, weil sie es nicht kennen, über seine Natur und Alles, was es uns sein kann und was es zu leiden hat, niemals nachgedacht haben, und fast möchte ich sagen, daß die Kenntniß des Lebens der Thiere gleichbedeutend ist mit der Liebe zu ihnen. Vielleicht werden nun die „Thiergeschichten“ im Stande sein, Einen oder den Anderen der Gleichgiltigen für die Idee des Thierschutzes zu gewinnen und daran zu mahnen, daß diese Millionen unserer Mitgeschöpfe, die leben, leiden und sterben wie wir, uns doch mehr sein müssen als eine bloße Sache. Die Geschichten sind nicht grau in Grau gemalt: ich habe mich bemüht, auch heitere Farben hineinzumischen, um dem Vorwurf der Einseitigkeit vorzubeugen. Wenn es dem kleinen Buche gelingt, sich und damit der Thierwelt Freunde zu erwerben, ist sein Zweck erfüllt. Es verfolgt ja keine andere Absicht, als für Die zu kämpfen, die stumm sind und verlassen und für sich selbst nicht sprechen können.

Emil Marriot.



Ghewond Alifchan.

Wer die Meditaristen auf S. Vazzaro bei Venedig besucht, kann in dem Garten des Klosters einen schlanken, hochgewachsenen Mann sehen, der erhobenen Hauptes schnell dahingeht. Man würde ihn für einen Menschen halten, der in der Mitte des Lebens steht. Aber das volle Haupthaar, der dicke Bart sind weiß, ganz weiß. Die Augen, groß und mild, blicken leuchtend im Feuer der Jugend, die Stirn, schön gewölbt und hoch, ist beinahe frei von jenen Zeichen, die Alter und Leiden eingraben. Und doch sind achtundsiebzig Jahre an ihm vorübergegangen, ein Leben voll Arbeit und Rastlosigkeit. Nie hat ihn Krankheit gehindert, seinen Beschäftigungen nachzugehen und seinen Studien obzuliegen. Sein Leben ist in allen Stücken geregelt. Und wohl gerade diese Regelmäßigkeit hat jede leibliche Störung, jedes geistige Versagen ferngehalten. Er kann seinem Körper viel zumuthen, denn er hat ihn an Entbehren und Enthaltens gewöhnt. Am Tage schläft er nie. Er liebt es, lange wach zu bleiben. Auch in der Nacht schläft er nicht ununterbrochen. Er hat eine Uhr mit starkem Schlag, denn er will ihre Stimme alle Stunden hören. Man erzählt: Die Uhr versagte einmal und mußte reparirt werden. Ein Mitglied des Ordens fragte nun Alifchan, was er in dieser Nacht machen werde. Alifchan erwiderte: „Ich werde die Uhr wecken.“

Dreimal im Tage umschreitet er die Fasel, oft mit einem Buch in der Hand. Oder er freut sich der Blumen und Bäume, der lebendigen Illustrationen im großen Buche der Natur. Selbst das Kleinste ist in seinen Augen wunderbar.

Alle haben Ehrfurcht vor ihm; sie lieben ihn. Wie er selbst einfach und bescheiden ist, liebt er auch nur solche Menschen: von den eingebildeten hält er nichts. Er kann nicht hören, wenn man von ihm rühmlich spricht: er erdötet. Er ist der Freund Aller, die ihm Gutes gethan haben, sei es ein Schüler, Fremder oder Meditarist. Viele Briefe an ihn laufen täglich ein aus Fremde und Heimath, von Bekannten und Unbekannten. Er ist sehr beschäftigt, aber er beantwortet Alles selbst.

In S. Vazzaro korrigirt er alle Manuskripte für die Druckerei. Jeder dort richtet seine Augen auf ihn, denn er ist eine „Säule der Wissenschaft“, wie ihn nie einmal Pater Sargissian bezeichnet hat.

Alifchan mit seinem Scharfsinn und seiner umfassenden Kenntniß löst jede Schwierigkeit, klärt Dunkles auf; und wenn es ein Spezialfach ist: er weiß darin Bescheid, als habe er sich Jahre lang nur mit diesen Dingen beschäftigt.

Er spricht und schreibt deutsch, englisch, französisch, italienisch, russisch, türkisch, armenisch, persisch und arabisch. Er hat eine gründliche Kenntniß des Alterthumes, des Klassischen und des orientalischen.

Mit allen Besuchern verkehrt er in ihrer Sprache. Die größte Liebe wird ihm von seiner Heimath zu Theil. Wenn ein Armenier S. Vazzaro besucht, gilt seine erste Frage ihm: „Wo ist unser lieber Patriarch?“ Sie kommen zu ihm wie Pilger. Sie kommen, um ihm ihr Herz auszuschütten, und er spendet ihnen Trost. Er ist in Wahrheit ein väterlicher Freund und Berather in geistigen und geistlichen Dingen. So ist sein ganzes langes Leben segensreich gewesen.

Ich möchte hier nur erzählen, wie seine Studien ihm zu Dem gemacht haben, was er heute ist.

Kerope Alifchan ist im Jahre 1820 in Konstantinopel geboren. Sein Vater Markar Alifchan wanderte von Erzerum aus und ging nach der türkischen Hauptstadt. Er hatte sich als Archäolog einen Namen gemacht. Sein Sohn besuchte in Pera und Galata die Mechitaristen-Schule, wo er schon durch seine vielseitigen Gaben die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich zog. Zwölfjährig kam er nach Venedig auf die kleine Insel S. Vazzaro ins Mechitaristenkloster mit zehn anderen Schülern. Hier fand sein Herz und Geist die rechte Stätte, hier ward die Liebe zu seinem Vaterlande in ihm geweckt und genährt. Am zehnten April 1836 erhielt er die geistlichen Weihen; er nahm den Namen Ghewond an. Zwei Jahre später trat er in den Mechitaristenorden ein, dem er zum Ruhm und zur Ehre gereicht hat. Abermals nach zwei Jahren ward er zum Priester geweiht und durfte seine erste Liturgie lesen. 1841 hatte er seine Studien vollendet und die Prüfung glänzend bestanden. 1845 wurde er Archimandrit; er erhielt eine Stelle im Kloster S. Vazzaro und an der Schule Raphaelian. Der Achtunddreißigjährige wurde nach Paris gesandt an die Akademie Muradian, um den kranken Vater Raphael Triang zu vertreten. Es war eine ehrenvolle Aufgabe, die Alifchan gestellt und von ihm glänzend gelöst wurde, so gut, daß er nach Triangs Tode Direktor der Akademie wurde, die, damals in dem combeschen Palast untergebracht, heute nicht mehr besteht. Alifchan gewann die Liebe der Schüler, die Verehrung der Lehrer. Er pflegte den Garten, der unter seiner Obhut stand, wie ein sorgsamer Gärtner. Er war mehr Freund als Lehrer, mehr Vater als Freund. Er verband mit lebendigem Glauben freudige Begeisterung, mit einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung große Lebhaftigkeit des Geistes.

Um sein Vaterland Fremden nahezubringen, um Verständnis und Theilnahme für seine Heimath zu erwecken, hielt er jedes Jahr eine öffentliche Rede in französischer Sprache. Er erzählte von dem nationalen Leben Armeniens in alter und neuer Zeit. Die Reden, die auf Kosten der Regierung in der kaiserlichen Druckerei gedruckt wurden, gewannen Verbreitung und unterrichteten das große Publikum über armenische Verhältnisse.

In dieser goldenen Zeit der Schule Muradian schrieb ein Schüler Alifchans: „Er war immer ein Feind der Menschen, die ihr Vaterland nicht liebten; auch Derer, die wohl ihre Nation, aber nicht ihre Religion liebten. Das Eine konnte er nicht vom Andern trennen. Er sagte wohl: ‚Ich weiß nicht, wie Einer, der sein Vaterland nicht liebt, zu Gott kommen kann.‘ So wirkte er durch seine Persönlichkeit und seine Gelehrsamkeit gleich mächtig. Er zog viele Schüler heran, die ihm Ehre gemacht haben.“

1862, nach seiner Rückkehr von Paris, wurde er in S. Vazzaro Direktor. Diese Stellung hatte er vor sieben Jahre bereits einmal eingenommen.

1867 ging er an die Schule Raphaelian als Unterdirektor, dann ward er anstatt des Archimandriten Abraham Dscharian Direktor, ein Amt, das er bekleidete, bis er für immer in S. Vazzaro blieb. Er wurde der Hauptleiter der Studien im Kloster. Ihm wurde die Bibliothek unterstellt, die er durch viele werthvolle, seltene Bücher und alte Münzen bereicherte.

Sein Talent und Charakter hätten ihm den Weg zu den höchsten Stellungen leicht gemacht; nur seine Bescheidenheit hielt ihn zurück.

Er war auch ein Feind jeder Feiertlichkeit. 1890 wollten die Medjitaristen sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum mit seinem literarischen zusammen festlich begehen. Er wollte es nicht dulden, aber er mußte es geschehen lassen. Viele Ehrungen wurden ihm zu Theil. Er hat zwei hohe türkische Orden. Er ist Ehrenmitglied der italienischen Gesellschaft, der archäologischen Gesellschaften in Moskau und Petersburg, der Akademie der Wissenschaften und Inschriften in Paris. Ferner ist er Ehren doktor der theologischen Fakultät in Jena.

Früh schon begann Alischan seine literarische Thätigkeit. Er war ein vielseitiges Talent, ein Dichter von ernster Richtung. Die Liebe zum Vaterlande stand ihm am Höchsten. Und sein Vaterland, den alten Ruhm, die vergangene Größe Armeniens, hat er oft besungen, in feurigen Versen, mit edler Leidenschaft. Viele Lieder leben im Volke, eins der gewaltigsten ist wohl jenes Kampflied: *Bamb orotan*, das Pietro Bianchini trefflich komponirt hat. Eine Uebertragung dieses Liedes ist unmöglich, die kriegerische Stimmung, die durch seine Verse tönt, die Lautmalerei, läßt sich nicht annähernd wiedergeben.*) Alischan hat eine starke Phantasie und zugleich die Gabe, ihre Gebilde plastisch vor unsere Seele zu stellen, vor Allem aber die Herrschaft des Meisters über die Sprache.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist vorzugsweise der Erforschung der Geschichte und des Lebens seines Vaterlandes gewidmet. Er ist viel gereist, in Frankreich, Deutschland, Belgien, England und der Schweiz. Er hat alle armenischen Handschriften kopirt, alle auf seine Heimath bezüglichen Nachrichten gesammelt. Diese Notizen bilden ein Werk von sechs Foliobänden unter dem Titel „*Hajkarannor*“, d. h. „*Ueber Armenien*“, das ungedruckt ihm als Materialiensammlung dient.

Er war nie in Armenien, aber besser als alle anderen Gelehrten kennt er das Land; und er verbessert ihre Fehler. Oft hat man Alischan das Anerbieten gemacht, nach Armenien zu reisen, in dem Lande, unter dem Volke zu leben, das er so innig liebt, von dem er immer spricht und schreibt. Nie aber ließ man Alischan fort. Seine Kenner nahmen ihn ganz in Anspruch. 1872 war das Jahr, wo er sich für immer in S. Lazzaro einrichtete. Hier entwickelte er seitdem eine geradezu staunenswerthe wissenschaftliche Arbeitsamkeit. „*Schirak*“, „*Sisuan*“, „*Ajrarat*“, „*Sisakan*“, „*Altarmenischer Glaube*“ und viele andere Werke folgten. Es sind umfangreiche Bücher geschichtlichen und geographischen, literarischen und theologischen Inhalts. Sie erregten das Staunen der wissenschaftlichen Welt Europas. Werke, zu deren Abfassung gelehrte Gesellschaften Jahre lange Zeiträume gebraucht hätten, waren hier von einem einzigen Manne geschaffen worden. Aber mehr noch als der große Gelehrte in Alischan bedeutet uns in ihm der große Mensch, der fühlt, was allen Menschen gemeinsam ist, der Liebe für die Kleinen, Verständniß für die Großen, für Beide aber ein warmes Herz hat.

Alfred Semerau.

*) Ich habe es oft zu übertragen, d. h. nachzubichten versucht. Aber es blieb, trotz allem Mühen, immer nur ein Schatten des Originals.



Dezember Sorgen.

Man der Berliner Börse, die ja von ihrer Hochfinanz schon seit der „Reform“ nicht mehr gut zu sprechen pflegt, ist man jetzt besonders gegen zwei Bankdirektoren erbittert. Der Eine hat es schon bis zum Kronenorden und Kommerzienrath gebracht und soll den theuren Ankauf der Zeche Centrum inszenirt haben. Der Andere soll seine Erhebung in den österreichischen Adelsstand vorbereiten und weckt damit die Befürchtung vor neuen Prehangriffen, bei denen die Kleinen gewöhnlich nicht von den Großen getrennt werden. Diese Angelegenheit beweist immerhin, welche unnütze Sorgen sich die Knappen von Hausse und Baiffe über ihre Ritter machen, wenn die Geschäftsstille es erlaubt. Ernstester ist der Fall Centrum zu nehmen. Nicht etwa um die 7 Millionen Mark Harpener handelt es sich, die Herr Hanau aus Mülheim für die Opposition angekauft oder angesammelt hat. Man kann, wie die jüngste Generalversammlung der hannoverschen Straßenbahn beweist, bis Witternacht für 2 statt der beantragten 10 Millionen Erhöhung seiner Lunge wehthun und dann erst merken, daß die Verwaltung die fünfstache Majorität hat. Hier aber führt doch kein bloßes Zahlenverhältniß zum Siege. Der Ankauf der Zeche Centrum, bei dem ja der düsseldorfer Vormann ganz bekannt ist, hat auch „moralisches“ Aufsehen gemacht, — und Das vertragen die Leute nicht, die sich reich genug spekulirt haben, um allzu Kompromittirendes scheuen zu dürfen. Wie eine Selbstverspottung wirkte die Meldung, daß die Theilhaber der Gewerkschaft Centrum um den Preis von „nur“ 30 000 Mark per Ruz nicht verkaufen wollen, also der ganze Antrag der Harpener Gesellschaft hinfällig werde. Die Mehrheit der Gewerkschaft liegt doch längst in den Händen der Großen, die jetzt die Ruzze billig vorgekauft hatten. Wenn man nun wieder diese Mehrheit solche Absichten aussprechen läßt, so beruhigt sich vielleicht die öffentliche Meinung wegen des allzu theuren Preises; und außerdem hat man sich eine vorzügliche Brücke für einen Rückzug noch zur rechten Zeit gesammelt. Wie leben nicht in Frankreich, wo die Finanzwelt zwar sehr strenge Anordnungen der Minister zu befolgen hat, aber im Grunde doch nur den Lärm der Boulevardblätter fürchtet; bei uns fürchten die Bankmänner auch das Bestreben oder den Muth unserer höheren Beamten. Uebrigens darf man auch hinter dem Widerstand gegen irgend einen starken Verwaltungsrathsantrag nicht immer nur die edelsten Motive suchen: die meisten gegnerischen Aktionäre hätten gewöhnlich am Liebsten selbst das von ihnen so hart angefochtene Geschäft gemacht; aber im Bank- und Elektrizitätssach zeigt man natürlich lieber moralische Entrüstung als Reib.

Wenn ein Unternehmen vom Range der Harpener Gesellschaft jetzt wirklich seinen Wunsch, die Zeche Centrum zu erwerben, aufgäbe, so wäre Das ein offenes Eingeständniß der Schwäche und zu den schlecht vorbereiteten Finanzstücken der letzten Zeit käme noch ein neues. Auch von Schuckert und Voewe wird noch gesprochen; und wo das Publikum der Dividendenpapiere durch Anderes abgelenkt wird, schüren die Aufsichtsräthe jener beiden Gesellschaften selbst; freilich sagt Jeder nur das ihm Bequeme. So wird z. B. nirgends die Art beschrieben, wie Herr Regierungsrath Schroeder vom Schaaffhausenschen Bankverein seinen Kollegen von der Schuckert-Gruppe endlich das große Geheimniß enthüllt hat. Als Herr Schroeder mitgetheilt hatte, Voewe solle Vorsitzender des Aufsichtsrathes werden — als ob

der anwesende Herr von Rassei nicht bisher Präsident bei Schuckert gewesen sei —, erhob sich der also Ueberraschte mit den Worten, daß er ja dann hier nichts mehr zu thun habe. Herr Schroeder fand darauf nichts zu erwidern. Nun ist es zwar sehr charakteristisch, daß man in der Hochfinanz dieses Verfahren eigentlich nur deshalb beleidigend findet, weil Herr von Rassei ein fünfzigfacher Millionär sei, doch auch sonst wäre es gefährlich, wenn solche Ueberrumpelungen unter Kollegen Mode würden. Dadurch käme man zu einer Diktatur, die bald dem Generaldirektor, bald irgend einem besonders thatkräftigen Aufsichtsrathmitgliede zusiele, und zu einer vollständigen Verwirrung der Aktionäre. Auch der sofortige Uebertritt des Schaaffhausenschen Bankvereines zur Konkurrenzgruppe ist nicht gerade als ein Zeichen echt germanischer Treue aufzufassen. Heutzutage gönnt sich zwar jedes Aktienunternehmen den Luxus, von den Pflichten gegen die Interessenten zu reden, deren Vertrauen man mit einem zu zarten Gewissen sogar unbewußt täuschen könne; aber vielleicht wäre dem Publikum mehr gebient, wenn Direktion und Aufsichtsrath in ihrer schier unerschöpflichen Großmuth ihrer besseren Natur solche Opfer nicht mehr bringen wollten.

Einstweilen hat die wilde Jagd nach Geschäften, die hier schon seit Jahresfrist beleuchtet wurde, die unangenehmste Situation für Deutschland geschaffen: sie hat uns alles Geld festgelegt, um das die Nation durch Intelligenz reicher geworden war, und uns zu Schuldnern fremder Großkapitalisten gemacht, von deren jeweiligen Stimmungen abzuhängen, kein Vergnügen ist. Dazwischen steht die deutsche Industrie und verlangt weitere Baarmittel, weil sie doch nicht mitten in ihren neuen Geschäften aufhören könne. Es wäre ein Irrthum, wenn der Reichsbankpräsident glaubte, durch seine abmahnenden Worte die Unternehmungslust der Elektrizitätswerke hemmen zu können. Das würde selbst ein höherer Bankfuß als sechs Prozent kaum erreichen; jetzt kommen ja weniger neue Geschäfte als die weiteren Phasen neuer Geschäfte in Betracht. Augenblicklich sieht es so aus, als ob die Reichsbank mit ihrem Satz nicht weiter hinaufzugehen brauchte, wohl aber die Bank von England. In einer Woche kann aber das Bild wieder verändert sein; die englische Bank könnte ihren ungewöhnlich hohen Goldstand noch weiter zu mehren verstanden haben — denn sie zahlt für das gelbe Metall die höchsten Preise — und unsere leitende Notenbank könnte sich den Ansprüchen unserer Industrie nicht mehr gewachsen fühlen. Denn diese Ansprüche dauern fort; und sobald die deutschen Aktienindustrien kein Geld mehr von ihren Bankiers erhalten können, werden sie gezwungen sein, ihr Kapital zu erhöhen. Sie wären dann sämmtlich in prekärer Lage; nicht, weil sie schlechte Geschäfte gemacht, sondern, weil ihre an sich recht guten Geschäfte ihre thatsächlichen Mittel weit überstiegen haben. Auch Das war mitunter schon ein Grund für Kriegen.

Was verleiht aber die Reichsbank in dieser gewiß schwierigen Situation zur Begünstigung englischer Goldexporte? Die zehn oder fünfzehn Millionen machen für die Aktiven der Reichsbank nichts aus, während sie uns um den zehnfachen Betrag auf dem englischen Geldmarkt schädigen können; sicher erhalten wir doch in London leichter bei einem Bankfuß von vier Prozent Geld als bei einer im Vergleich zum deutschen Satz geringeren Spannung. Sehen wir aber unsere Goldentnahmen, unterstützt durch die Vorschüsse der Reichsbank, fort, so müßte die Bank von England ihren Diskont erhöhen, denn lange darf sie es sich nicht ge-

fallen lassen, daß man den Wechselkurs herabsetzt. Man merkt ja, daß selbst die Bank von Frankreich ihren Goldschatz auf Kosten des englischen vermehren möchte. In wie seiner Verbindung dort Diskont und Baarvermögen stehen, geht schon daraus hervor, daß bei der Nachricht von der ersten Goldverschiffung nach Hamburg der londoner Privatsatz sofort um $\frac{1}{2}$ Prozent anzog. Wie gesagt: es wäre interessant, zu erfahren, was unseren Reichsbankpräsidenten zu seiner Politik bewogen hat. Unmöglich kann ein so erfahrener Mann an ein rasches Vorübergehen der Geldknappheit glauben, — heute, wo bereits erste Hypotheken wieder zu höheren Sätzen abgeschlossen werden, also auch das Publikum an die Rentabilität seiner Papiere höhere Ansprüche stellen wird; dadurch muß sich das Kursniveau mit der Zeit ganz von selbst ermäßigen.

Ueber das zu geringe Kapital der Reichsbank, die jetzt als Reserve für alle kurzen Wechselverbindlichkeiten aller deutschen Banken dienen muß, ist schon genug gesprochen worden. Daß fast alle Leiter der Reichsbankstellen Lantienen beziehen, hat wohl unwillkürlich zum Fortciren des Geschäftes getrieben, und zwar in guten Zeiten, wo gerade der Reichsbank die Aufgabe zufallen sollte, die Kunden zurückzuhalten. Nur zu sehr gewöhnt sie aber diese Kunden daran, sich direkt an sie zu wenden. So muß die Reichsbank auch in kritischen Zeiten viele Firmen durchhalten; Das ist aber gar nicht ihre Sache, sondern die der dazwischen tretenden Bank oder des betreffenden Bankiers. Auch läßt sich kaum leugnen, daß die Reichsbank jetzt mit der Centralgenossenschaftskasse recht eng liiert ist; die Wechsel dieser Kasse werden aber immer erneuert, während die Wechsel unserer Hütten und Fabriken über kurz oder lang eingehen. Es kann sehr nützliche Organisationen geben, deren Wechselkredite doch gerade für die Reichsbank nicht recht passen. Auch über die persönliche Haltung mancher Reichsbankdirektoren ließe sich Manches sagen. So sollten sie z. B. vielleicht ihre Zeichnungen bei Prospekten stets nur durch die Reichsbank selbst machen lassen. In Aufschwungszeiten wird die Zuteilungsquote bekanntlich als ein Kunstprodukt angesehen, — und ein hoher Reichsbankbeamter kann in dieser Beziehung nicht zurückhaltend genug sein. Wenn der Name eines Reichsbankdirektors unter irgend einem Aufruf steht und er nun an der Börse zu den verschiedensten Firmeneinhabern sagt: „Falls Sie zu dieser Sache beitragen wollen, so thun Sie es, bitte, bei mir!“ —: glaubt man wirklich, daß so Beeinflusste nun nicht hoffen, an jener Stelle einen Stein im Brett zu haben? Hier kommt es nicht auf die Unbefangtheit des maßgebenden Diskonteurs an, sondern auf die Selbsttäuschung der Leute, die auch an ein Begeben ihrer Wechsel denken.

Aber auch von der Reichsbank abgesehen: gegen eine gewisse Art von Bankbetrieben sollten unsere besseren Banken schon längst Front gemacht haben. Früher waren es erste Häuser, durch die das Ausland Geld bei uns in Wechseln und Reports anlegte. Obwohl diese Bankiers für reich galten, mußten sie doch stets darauf halten, zu zeigen, daß sie nur sehr gute Wechsel girirten und auch sonst vorsichtig operirten. Jetzt kommen Banken, die 25 Millionen Kapital haben, und verdrängen diese soliden Firmen durch wunderbar billige Bedingungen. Sie glaubten und glauben noch heute, ihre Zahlungsfähigkeit nie in Frage gestellt zu sehen, da ihr Kapital doch so und so groß sei. Man versichert mich aber, daß in der City und auch an der Seine ein höherer Begriff vom Bankgeschäft besteht, — nicht etwa aus moralischen Gründen, sondern auf Grund

recht empfindlicher Erfahrungen. Deshalb wünscht man sich nur da zu engagiren, wo Geschäftskennntniß und Vorsicht vermuthet werden darf. Das ist aber bei den Beamten und Rätthen a. D., die unsere jüngeren Banken zu leiten haben, nicht der Fall und so bieten die Herren im Auslande — man höre und staune! — sogar ihr eigenes Papier wie saures Bier aus. Das erst hat in Paris und London stußig gemacht; und tritt noch etwas Neid hinzu, so verallgemeinert man dort so hitzig, daß eben der Unterschied der Zinssätze nur noch schwer von uns benutzt werden kann. Also nur keine unkaufmännisch geleiteten Banken! Sie sind völlig im Stande, das Ansehen der deutschen Finanzwelt zu untergraben, und für sie wäre es besser, wenn die Herren Assessoren und Rätthe weniger Examina, aber mehr Erfahrungen gemacht hätten.

In welche Krise wären wir gerathen, hätten wir nicht in diesem Jahr das unerwartete Glück gehabt, daß Deutschland für die Brotsfrucht aus Amerika nur mit Eisenbahnbonds zu bezahlen brauchte! Den letzten Bond hat uns gleichsam die Union, und zwar zu den besten Kursen, abgekauft. Das Selbe ist den Engländern passirt; sie aber werden eines Tages zu noch höheren Kursen wieder zurücklaufen müssen, während wir Besseres, d. h. für die industrielle Entwicklung Nützlicheres, zu thun haben. Einstweilen freuen sich unsere Banken, daß sie in New-York zu 5 und 5½ Prozent viel Geld bekommen.

Pluto.



Meine Rezepte.

Mit ist jeder Bauer mit seiner angeborenen Schlaueit, seinem Mutterwitz und seinen gesunden fünf Sinnen lieber als alle die „studirten Herren“, die vom Gymnasium und von der Universität kommen und durch lauter Lernen und angebliches Denken ihren gesunden Menschenverstand verloren haben.

* * *

Wagner war nicht nur der Töne Meister: er war auch der Schmeichler unserer gefährlichsten Sinne und Neigungen. Und in dieser Eigenschaft wirkte er stärker als durch seine herrlichste Musik.

* * *

Bismarck und Wagner: welch ungleiche Menschenleiber! In Bismarck steckt ein ganzer Mann, in Wagner aber mehrere Weiber.

* * *

Nur ist die Liebe zu Gott, König, Vaterland, zur eigenen Scholle und Leistung lieber, wenn sie auch mit Wein und Weib in die Höhe gefißelt wird, als eine weibliche, vermeichliche Musik, die uns Wagner als Ersatz bietet.

* * *

Die Gelehrten und Soldaten der Neuzeit bilden oft eine verfeinerte Art von Bedientenseelen, die den Deutschen manchmal dann gefährlicher werden als Sozialdemokraten und Anarchisten.

* * *

Politesse, Esprit, Chic ist für die Franzosen eben so charakteristisch wie für die Deutschen Verbtheit, Mystizismus, Hyperfemimentalität, Träumerei, Säßholzraspeln.

* * *

Der Mensch ist das Produkt seiner Lebensweise und seiner Verhältnisse, die man ändern muß, wenn das Resultat ein anderes werden soll.

* * *

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen: Das gilt nicht nur von irdischen und materiellen Gütern, sondern auch von geistigen, seelischen, idealen. Wie die Vererbung keine unburchbringliche Wand gegen das Schlechterwerden bildet, was so viele reiche Erben beweisen, so hindert sie auch nicht die Verbesserung.

* * *

Alle Wege führen nach Rom, auch die Holzwege, die nicht immer die schlechtesten sind. Weitere Wege führen oft sicherer — mitunter sogar schneller — ans Ziel als scheinbar nähere. Viele Wege führen nach Rom, aber nicht jeder Weg ist für Jeden der kürzeste, beste, einfachste, nützlichste.

* * *

Kriecherei, Speichelleckerei, Heuchelei, Verstellung sind noch nie auf die Dauer gut bekommen. Alle Schuld rächt sich auf Erden; auch die Unschuld.

* * *

Bismarck wußte und konnte, was er wollte. Das unterschied ihn zu Ruß und Frommen der Deutschen von den heute in Europa und den anderen Erdtheilen am lautesten gepriesenen Staatsmännern.

* * *

Ob wir weinen oder lachen: die Sache bleibt sich gleich, aber mit dem Lachen gewinnen wir den nicht zu unterschätzenden Flug und Schwung aufwärts; und Das fördert.

* * *

Die Franzosen haben sich nie von der Grube entfernt, die sie sich selbst gegraben haben und in die sie 1870/71 fielen. Wären sie weiter gegangen, so hätten sie gesehen, wo es fehlt und was noththut, — vielleicht hätten sie auch ihre wahren Feinde kennen gelernt. Mit Weinen und Greinen spinnt man kein Leinen. Uzu große Skepsis ist für die gescheiterten Leute oft das tote Gleis, in dem sie sich festfahren.

* * *

Es giebt auch noch andere Krümer als die Engländer, andere Religionen als die christliche, andere Geldmenschchen als die Juden, andere Mütter, die auch schöne Töchter haben.

* * *

Man muß einen Ort haben, wo man sein Herz ausschütten kann, und sei es nur — wie ein Ausguß für die Tranktonne — eine Frau oder Geliebte für den Mann, ein Reichstag für einen Bismarck.

* * *

Wie wenige Menschen vertragen es, nackt besehen zu werden! Manchmal wäre es besser, sie nicht oder nur aus der Ferne, gleichsam aus der Vogelperspektive, zu besehen, wo das Gute und das Schlechte sich neben einander vertragen und . . . der Geruch nicht stört.

* * *

Das Hominin, von dem Bismarck so oft sprach, ist ein eigenes Gift: im Einzelnen und in Massen kann es schaden.

* * *

Der richtige Mensch muß zu jeder Zeit eine richtige Mischung von Männlichem, Weiblichem und Kindlichem haben.

* * *

Deutschland braucht mehr Männer als alte Weiber, mehr Praktiker als Theoretiker, höhere Ziele und ehrlichere Gesinnung, als sie Egoismus, Kirchthurmpolitik, Schleicherei, Kriecherei, Byzantinismus zulassen, vor Allem gesunde Menschen. Es scheint aber, als wenn durch die einseitige Herrschaft der sogenannten „wissenschaftlich Gebildeten“ in praxi eben so viele Leiden an Leib und Seele gezeitigt würden wie durch frühere Formen der Tyrannei.

* * *

Je nackter der Mensch ist, desto unschöner wird er, auch in geistiger Beziehung. Ob Das auch von der Erbsünde kommt?

Ernst Schweningen.